Kleine Lebensbilder.

Kleine Lebensbilder.

Von

Hermine Villinger.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1895.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Meiner lieben Freundin

Mathilde Nokk

und meinem verehrten Freunde

Staatsminister Dr. W. Nokk

in Treuen.

Inhaltsverzeichnis.

Der Töpfer von Kandern.

In dem kleinen, an den Vorbergen des Schwarzwaldes gelegenen Städtchen wurde zu frühern Zeiten mit Eifer die Töpferei betrieben, der Thon- und Erdgruben wegen, welche die Gegend in reicher Menge barg. Obwohl nun aber fast in jeder Gasse und jedem Gäßlein ein fleißiger Töpfer hinter seiner Drehscheibe saß, alle sind längst der Vergangenheit anheimgefallen bis auf einen —

Und doch war gerade er der ärmste gewesen von allen und hatte unter einem Dache gehaust, das völlig eingesunken war unter der dichten Moosdecke, die darauf wucherte; seltsame Schlinggewächse entsprossen dem feuchten Grunde, die tief über den Dachrand herunterhingen, fast bis in das kleine Fensterchen hinein, dem einzigen an der Nordseite des wind-

schiefen Häusleins. In dessen Inneres führte eine Steintreppe, deren ausgetretene Stufen von den Generationen zeugten, die hier aus- und eingegangen waren. Außer der Stube barg die Hütte nur noch eine Küche, die nach dem Hofe ging, und in der der große Ziegelofen des Töpfers den Hauptplatz einnahm. Alles aber lag in einem ewigen Halbdunkel, wie erdrückt unter den mächtigen Zweigen eines Nußbaums, der im Nachbarsgarten stand und dem kleinen Töpferheim Luft, Sonne und Licht raubte.

Da saß der Mann Tag aus, Tag ein an seiner Drehscheibe am Fenster, setzte seinen Thonklumpen auf die obere Scheibe und drehte mit dem Fuß das Schwungrad, und seine Hände formten Dinge, die mit den Schüsseln und Gefäßen der übrigen Töpfer nicht das geringste gemein hatten.

Und das war sein Unglück; er brachte seine Ware nicht an. Im Schuppen, im Hof, standen sie alle, seine Sachen und Sächlein, die niemand wollte, und die sich in dem feuchten niedrigen Gelaß ausnahmen wie Gebilde aus einer andern Welt.

Seine Gefäße aber bemalte der Töpfer in der eigenartigsten Weise mit Gestalten, die er alle dem Leben entnahm, überzog die Figuren mit einer festen

schwarzen Glasur, oder er ließ ihnen die helle Farbe und überzog den Grund mit Schwarz.

Diese Leidenschaft, jedwedem Ding seinen Stempel aufzudrücken, brachte ihm den Übernamen — der Klexer-Sepp ein, wie denn überhaupt die Töpfer im Städtchen ihn allesamt für einen Narren hielten und wenig Gemeinschaft mit ihm pflogen. Sie verfertigten ihre Ware, wie man sie brauchte und hatten ihr Auskommen und manchmal etwas darüber und kein Verständnis für einen, der es auch so hätte haben können aber seine Mühe an Dinge wandte, die niemand begehrte oder gebrauchen konnte.

Denn wie die Sachen sein mußten, das bestimmten die Händler zu Kandern, die den Töpfern die Geschirre abnahmen und sie auf den Märkten der Umgegend zum Verkauf ausboten.

Und diese kunstsinnigen Herrn zeigten sich mit der Ware, die ihnen der Klexer-Sepp auf seinem Handkarren zufuhr, selten oder nie einverstanden. Da war vor allen der Bartel Meier mit seinem roten Haarschopf und seinen krummen Beinen:

„Nix, alles nix," lautete sein stetes Urteil, wenn der Klexer-Sepp seine Geschirre vor ihm ausbreitete, „alles wieder dummes Zeug — was sollen denn die

Leut' mit deinen verzwickten Schüsseln anfangen? Da möcht' ich ja, wenn ich die Milch wär', am liebsten sauer drin werden, vor Ärger über das Klexwesen von Ungeziefer, das bis über den Rand kriecht — schau dich doch einmal in der Welt um, Mann Gottes. Kannst du denn die Sachen nicht so schaffen, wie sie sein sollen?"

„Ja," nickte der Töpfer und schaute den Bartel Meier von oben bis unten an, „gerad' wenn man sich umschaut in der Welt, muß man halt merken, daß auch unser Herrgott nicht jeden so geschaffen hat, wie er sein soll."

Da hatte er's von Stund' an mit dem Manne verdorben und hing nun ganz von der Gnade des zweiten Händlers ab, der ein ernstes, umständliches Männchen war und sich die Zeit nicht gereuen ließ, dem Töpfer allemal breit und wichtig auseinanderzusetzen, wie die Ware sein mußte, die er beziehen wollte.

Und der Töpfer versprach jedesmal: „Ja ja, es soll jetzt genau so werden" — zog mit seinem Kram ab und stellte die verschmähten Sachen fein sorgsam in den Schuppen auf die breiten Holzschafte, welche an der Wand des dunklen Gelasses bis hinauf reichten.

Da stand er oft lange und freute sich an den Kindern seiner überaus reichen und lustigen Phantasie.

„Gelt, wenn ihr Sonne hättet," nickte er ihnen zu, „einen einzigen Strahl nur; wie schön, wie heiter nähmet ihr euch aus — aber im Dunklen, da wissen halt nur wir zwei euch zu schätzen, gelt Bimbel?"

Er erhob sich auf den Zehen, den Namen Bimbel mit einem zärtlichen Nachdruck wiederholend. Über dem Rand einer großen, höchst originell ausgeführten Schale auf schlankem Fuße zeigte sich der Kopf einer grauen Katze, die den an sie gerichteten Ruf mit einem verständnisinnigen Miauen erwiderte.

Seit bald zehn Jahren bewohnte sie die Schale auf dem obersten Schafte — aus angeborenem Schönheitssinn, wie der Töpfer behauptete, den sie vor allen Leuten im Orte voraus hatte. Denn mit welcher Vorsicht, mit welch zärtlicher Rücksicht benahm sie sich gegen die Werke des Töpfers, die dicht gedrängt auf den Schaften herumstanden, und durch die sich die Bimbel erst mühsam hindurchwinden mußte, um zuletzt mit einem kühnen Sprung zu ihrer Schlafstelle zu gelangen. Dabei kam nie etwas zu Schaden oder zu Falle, und der Töpfer

freute sich alle Tage von neuem über den feinen Kunstsinn seiner Katze.

Freilich, wenn sie ihn dann in die Stube begleitete und vor jenem Schränkchen Posto faßte, wo in guten Tagen der Töpfer sein bißchen Milch, Brot und Käse verwahrte, da fiel's dem Mann gar schwer auf die Seele, daß er oft nicht einmal imstande war, sein bescheidenes Tierchen mit seiner Hände Arbeit zu ernähren. Und er machte sich mit dem Entschluß über seine Drehscheibe: Jetzt will ich einmal Sachen liefern, wie die andern auch — setzte den Thonklumpen auf die Scheibe und drehte mit dem Fuß das Rad, und eine herkömmliche Schüssel kam zu Tag — auch eine zweite; dann aber wurde das Spiel der schmalen Hand mit einemmal ein ganz andres, über das wunderlich spitze, durch zwei große, weitabstehende Ohren wie beflügelt erscheinende Gesicht des Töpfers flog's wie ein Sonnenstrahl, und laut atmend, mit glänzenden Augen sah er plötzlich die liebenswürdigsten Gebilde seinen rastlosen Händen entsteigen. In der Freude seines Herzens begann er zu singen, aber wie! es war einfach ein Hinausschmettern von Tönen, ein Frohlocken ohne Wohllaut, ein seliges, kindisches, überaus

lächerliches Gekreische. Jeder Vorübergehende mußte auf den Gedanken kommen: Dem scheint's über alle Begriffe gut zu gehen.

Nur Frau Lisett gegenüber ließ sich durch den Sing-Sang des Töpfers nicht irre führen; sie wußte immer ganz genau, ob er ein paar Groschen für seine Ware erstanden, oder wieder ohne etwas abzusetzen heimgefahren war; er wagte beim letztern Fall keinen Blick zu ihr hinüber zu thun, und sein spitz zulaufendes Köpflein sah dann noch einmal so lang aus als sonst.

Wenn er aber trotzdem wie verrückt in der nächsten Stunde darauf lossang, erstand in dem Herzen der rundlichen Frau Lisett allemal ein peinliches Durcheinander von Zorn, Empörung, Verachtung und Rührung, welche letztere jedoch gewöhnlich den Sieg davon trug; sie füllte ein Schüsselchen von der für den Abend zurückgestellten Suppe und trug sie dem einsamen Mann hinüber. Während er aß, schalt sie ihn tüchtig aus, und er bekam's zum hundertstenmal zu hören, daß er nichts könne und nichts verstehe und darum auf der Welt nichts tauge, während sie — ja, er solle nur ein Beispiel an ihrer Tüchtigkeit nehmen — ein Haus voll

Kinder durchzubringen habe und ihn noch mitfüttere.

Darauf lächelte er sie ganz verträumt mit seinem nach innen gerichteten Blick an, nickte schlau und behauptete: „Es ist das letztemal, Lisette, du wirst sehen, mit meinen nächsten Sachen hab' ich Glück — die sind schön, die sind 'was ganz Besondres — ich werd' dir deine Buben noch alle satt machen, nur noch ein bißle Geduld, Lisettle —"

Wie oft, wie unzähligemal hatte er das schon gesagt; am liebsten hätte sie aufgelacht, aber die rührende Zuversicht, die der Mensch da an sich hatte, bändigte ihr Gelüste immer wieder von neuem.

„Mach vorwärts," sagte sie rauh, „iß deine Supp' fertig — ich hab' keine Zeit zum Warten —"

Der Töpfer aber löffelte immer langsamer, mit immer größern Pausen an seiner Suppe herum. Auf dem Fenstergesimse saß die Bimbel und wendete kein Auge von ihm; aber sie war gescheit und wußte ganz genau, daß, wenn sie jetzt schreien und ihren Anteil verlangen würde, Frau Lisett sie unfehlbar zur Thüre hinauswarf. Sie wußten überhaupt alle drei, die zwei Menschen und das Tier, was eines vom andern dachte, denn was jetzt folgte,

hatte sich schon unzähligemal zwischen ihnen abgespielt — ein Kampf, zu dem regelmäßig die schüchterne Bemerkung des Töpfers Anlaß gab:

„Die Bimbel hat auch noch nichts gehabt, Lisettle —"

„Die Bimbel!" jetzt war's um die Geduld der kleinen Frau geschehen — „das unnütz' Vieh — ich dreh' ihr gewiß noch einmal den Hals um — hab' ich nicht sieben lebendige, ewig nach Brot schreiende Kinder — und soll sie verkürzen für die Katz' — nein, nein, nein sag' ich —"

Bei dieser in schrillem Ton hervorgestoßenen Versicherung kroch die Bimbel vorsichtshalber unter den Schrank, daß nichts mehr von ihr zu sehen war, als ihr leise zuckendes Schwanzendlein, und der Töpfer erklärte:

„Dann nimm nur deine Suppe wieder mit, Lisett, ich mag mich nicht satt essen, wenn das Tier nichts haben soll —"

„Gut, auch gut —" Frau Lisett nahm ihre Suppe auf und ging damit zur Thüre, blieb hier einen Augenblick stehen, machte dann plötzlich kehrt und stellte das Schüsselchen mit einem zornigen: „Da —" auf den Tisch.

Der Töpfer sah sie mit einem gutmütigen Lächeln an:

„Thust immer so wüst und bist nicht halb so grob.“

„Doch ich bin's,“ behauptete sie und warf die Thüre hinter sich zu. Die Bimbel aber wußte, wie viel es geschlagen, kam aus ihrem Versteck hervor und ließ sich die Suppe vortrefflich schmecken.

Sie hatten sich in jungen Jahren lieb gehabt, der Klexer-Sepp und die Lisett; allein die energische kleine Person mit dem krausen Haar und den lebhaft blitzenden Augen verlangte, daß der Sepp erst ein ordentliches Auskommen haben müsse, bevor er sie heimführe. Er versprach's; da ihn aber seine absonderlichen Ideen immer wieder von dem, was er eigentlich schaffen sollte, abbrachten, wurde der Lisett die Zeit lang, und sie fand es für geraten, die Werbung eines Mannes anzunehmen, der einen Laden besaß und einen auskömmlichen Verdienst.

Nach zwölfjähriger Ehe blieb sie allein mit sieben krausköpfigen gesunden Buben, die mit aller Müh' und Not nicht satt zu kriegen waren.

Die Auslage am Ladenfenster der Frau Lisett schrumpfte mit der Zeit mehr und mehr zusammen; Eßwaren, die ihr bisher das meiste eingetragen,

konnte sie ihrer hungrigen Buben wegen nicht länger führen, da sie alles, was einigermaßen verdaulich war, vor diesen nicht zu schützen vermochte. Ein paar menschenfreundliche Kunden fuhren fort, sich der Ladenhüter der Witwe zu erbarmen, und von dieser geringen Einnahme sollte gelebt werden. Das war nicht leicht; aber Frau Lisett war gesonnen, sich durchzuschlagen; sie that immer so, als ginge es ihr wunder wie gut, saß bis in die Nacht auf und nähte für die Leute, und war des Morgens um vier wieder auf den Beinen; die Knaben mußten Düten verfertigen, die die Kaufleute im Städtchen der Witwe um ein Billiges abkauften. Keine Mühe, keine Arbeit war der tüchtigen Frau zu viel — nur sich allein durchbringen, nur keine fremde Hilfe in Anspruch nehmen müssen!

Manchmal aber, wenn ihr die Sorgen über den Kopf wuchsen und sie sich heimlich abhärmte und keinen Rat wußte, fing der drüben an zu singen, als sei ihm das große Los in den Schoß gefallen, und das konnte sie oft plötzlich umstimmen, daß sie sich ihres Kleinmuts schämte und still wurde und ihr Kreuz weiter trug. Zuweilen aber auch bewirkten die jubelnden Töne aus dem Töpferhäuschen das Gegenteil, daß sie

sich zornig zum Fenster hinausbog und dem über seine Drehscheibe gebeugten Mann die Worte zurief:

„Was singst denn wieder, du einfältiger Mensch, es ist ja nicht zum Anhören, wenn einer nicht weiß, wo den Mut hernehmen zum Leben —"

Und er nickte mitleidig hinüber:

„Ja, ja, das ist halt, weil du keine Ideen hast, Lisettle; mag wohl ein recht trübseliges Dasein sein, wenn einem so gar nichts kommt."

„Ja wohl, bedaure mich auch noch," höhnte die Frau herüber, „thu auch noch groß mit deinen Ideen — du allmächtiger Gott, die keine Katz ernähren —"

Der Töpfer, den nichts mehr verdroß, als wenn man ihn aus seinem Erfindungseifer riß, erhob sich von seiner Drehscheibe und fuhr mit dem Kopf zum Fenster hinaus:

„Was schiltst du mir meine Ideen, du! Was hab' ich denn sonst? Sitz' ich nicht im Schatten und du in der Sonne, daß alle deine Scheiben erglänzen, und ist doch nichts dahinter als dummes häßliches Zeug — ja, wenn meine schönen Sachen einmal in der Sonne stünden, vom Licht beschienen, in vierzehn Tagen wär' ich ein reicher Mann."

Er warf sein Fensterchen zu, und die Nachbarin

drüben ebenfalls, nur daß sie sich hinter ihrer Scheibe halb tot über den verrückten Menschen ärgerte, während er sich den Fall ausmalte: Wenn sie wirklich alle drüben stünden, im Lädchen der Nachbarin, seine Schüsseln und Schalen, seine Krüge und Gefäße — endlich alle beschienen vom Lichte der Sonne —

Und nun sah er im Geiste einen ganzen Zug reicher, vornehmer Leute daherkommen, wie sie in Badenweiler herumliefen, und sie drängten sich ins Lädchen und kauften und kauften, daß der schmale Tisch mit Gold- und Silberstücken ganz bedeckt war.

Und jetzt ging's an die Ausmalung des zweiten Lieblingswunsches — wie er den Buben drüben recht gründlich zu essen gab — das war eine Lust! Den halben Bäcker- und Metzgerladen kaufte er aus — immerzu, immerzu; er konnte nicht genug bekommen und merkte in seinem Eifer gar nicht, daß sich die Bürschlein inzwischen alle vor seinem Fenster aufgepflanzt hatten. Erst als sich die hell- und dunkelblonden Krausköpfe gar zu sehr herandrängten, und dem Töpfer Luft und Licht raubten, gewahrte er sie, und einen Augenblick Wahrheit und Dichtung durcheinander mengend, nickte er ihnen freundlich zu und forderte sie auf:

„Nur zugelangt, nur recht gegessen, recht gegessen!"

Ein helles Gelächter ertönte aus sämtlichen Kinderkehlen; sie wußten nur zu gut, daß es beim Onkel Klexer nichts zu essen gab, desto mehr aber zu bewundern. Und denen entging nichts, jede neue Form rief ihr Entzücken wach; denn was sie da sahen, war's nicht zum Teil auch ihr Werk, erkannten sie nicht auf des Nachbars Gefäßen und Schalen jene mannigfaltigen Blumen, die sie herbeischleppten, nicht die Flügel all der Schmetterlinge, die sie für den Freund fingen, und die ihm als Muster für seine Farbenstimmungen dienten?

So entstanden aus den kleinen Trichtern, in welchen er seine Farben mischte, die eigenartigen Gebilde, welche die Herzen der Kinder zu unbegrenzter Bewunderung hinrissen.

Daß diese Dinge dem Töpfer nichts eintrugen, das machte ihre jungen Seelen nicht irr; vielmehr wollten sie alle miteinander nichts anderes, als Töpfer werden, und erlitten lieber Schläge, und was es sonst an Strafen gab, als daß sie das heimliche Kneten ihrer Thonklümplein hätten sein lassen, für die sie alle Verstecke der Welt ausfindig zu machen wußten.

Oftmals des Abends, wenn der Töpfer in Ge-

sellschaft seiner Katze auf der Steintreppe seines Häusleins saß, stahl sich plötzlich so eine kleine Kinderhand in die seine, und die Bitte wurde ihm ins Ohr geflüstert: „Komm mit herüber, Onkel Klexer, die Mutter will mich hauen.“

Da trabte er denn bereitwillig mit dem Sünderlein über die Gasse und ließ sich durchs Lädchen in die längliche Stube führen; drin stand ein Tisch und um denselben saßen die Krausköpfe und verfertigten ihre Papierdüten; obenan aber thronte die Mutter mit ihrer Näharbeit und hinter ihr, an vier großen, festen Nägeln hingen in schönster Ordnung — ein Lederriemen, ein spanisches Rohr, ein Seilende und eine Rute. Diese vier Gegenstände, die alle dem Aussehen nach auf eine lebhafte Berufsthätigkeit schließen ließen, hingen gerade so, daß Frau Lisett nur ein wenig zurückzugreifen brauchte, um im geeigneten Moment dieses oder jenes Instrument zu erfassen. „Nix da, Schläg' müssen sein,“ fuhr sie den Nachbarn allemal an, so oft er als Fürbitter für einen ihrer Buben bei ihr erschien, „wenn ich an allem sparen muß, an der Erziehung wenigstens soll nicht gespart werden; arbeiten müssen sie lernen und gehorchen —“

Wenn sie der Jugendfreund dann mit seinem bittenden Blick ansah oder gar den ersten Streich, der den Übelthäter treffen sollte, selber auffing, da schob Frau Lisett den Eindringling ohne weiteres zur Thüre hinaus; und draußen auf der Treppe sagte sie ihm die Meinung:

„Glaubst du vielleicht, ich hau' die Buben aus Vergnügen? Wenn einer kriegt, so hat er's verdient, und du sollst nicht kommen und mich in meiner Pflicht hindern; es ist gerad genug, daß du deine eigene nicht thust. Ich will der Welt zeigen, was eine Witwe kann, und daß ich keines Menschen Hilfe brauch', sondern genug Verstand hab', allein fertig zu werden."

Aber so sehr sie sich auch bemühte und abplagte, das Auskommen wurde ihr von Tag zu Tag schwieriger, während sich der Appetit der heranwachsenden Buben in gleichem Maße steigerte.

Wenn sie ihn dann wieder und wieder mit seiner abgewiesenen Ware heimfahren sah, den Töpfer, so bedauerte sie ihn wohl, aber nur bis zu dem Augenblick, wo er zu singen anhub. Nein, sie konnte diese jubelnden, kindischfrohen Töne nicht länger mit anhören, sie war zu sorgenvoll, zu tief im Elend.

Sie beantwortete eines Abends die Frage eines der Kinder, ob der Onkel Klexer heute keine Suppe bekomme, mit einem entschiedenen:

„Nein, ihr sollt nicht immer um seinetwillen verkürzt werden, eßt ihr nur alles auf, ihr braucht nichts übrig zu lassen."

Die Kinder löffelten weiter, bis mit eins der Große sich vom Tisch erhob und mit seltsam gepreßtem Ton erklärte, er habe genug; die andern folgten seinem Beispiel, und als die Mutter verwundert ausrief: „Die Schüssel ist ja noch nicht leer!" schauten sie wohl voll Verlangen nach der Suppe hin, aber keiner war zu bewegen, noch einen Löffel voll zu nehmen.

Da wurde Frau Lisett ganz seltsam zu Mute, und rot bis unter die Haarwurzeln, nahm sie rasch die Schüssel auf und trug sie hinüber; als sie den Rest vor den Töpfer hinsetzte, überkam sie's, und sie erzählte dem Mann unter Thränen, wie tief die Kinder sie beschämt hatten.

Es war längst dunkel geworden, der Töpfer saß noch immer an seinem Platz am Fenster; eine grenzenlose Entmutigung hatte sich seiner Seele bemächtigt.

„Es ist wahr, es ist wahr," nickte er vor sich hin, „ich bin ein kläglicher, lächerlicher Mensch —"

Um seiner Ideen willen hatte er gehungert und sich einen Narren schimpfen lassen; er hatte ihnen seine Liebe geopfert — und nun fiel ihnen auch noch seine Ehre zum Opfer. Denn war's nicht ehrlos, sich von einer Witwe unterstützen zu lassen und ihren Kindern die Suppe wegzuessen? Er hatte es bisher gethan in dem sichern Gefühl, ihnen eines Tages hundertfach ihre Wohlthat vergelten zu können; jetzt hatte ihn diese Hoffnung plötzlich verlassen, er sah klar, und seine Seele wand sich unter den Qualen einer grausam bitteren Selbstverachtung; ein glühender Haß erfaßte ihn gegen seine Ideen, und er fragte sich: „Kann ich sie denn nicht aus mir hinaustreiben — kann ich sie nicht vernichten — zerschlagen — verstampfen?"

„Ja wohl kann ich's, ich brauch's ja nur zu wollen —"

Er ging hin, steckte seine kleine Öllampe an und nahm seinen Stock aus der Ecke; so bewaffnet trat er hinaus in den Hof.

„Jetzt geht's euch an den Kragen," murmelte er; „wart', du Gesindel, das mich gefoppt all mein Leben

lang — in Scherben will ich euch zusammenkehren und auf den Anger schleppen, und sie sollen's erleben in Kandern, daß aus dem Klexer-Sepp ein vernünftiger Mann geworden —"

Er öffnete die Thüre des Schuppens und leuchtete mit seinem flackernden Lämplein hinauf zu den Geschmähten, die gar wunderlich aus dem Halbdunkel auftauchten, ein seltsames Gewirr schlanker, rotleuchtender Gestalten.

„Ihr seid alle schön," seufzte der Töpfer, „aber ihr müßt doch sterben —"

Und er hob den Stock, während ein lautes, jammervolles Ächzen seiner schmalen Brust entstieg. Da löste sich ein dunkler Schatten aus der großen Schale des obersten Schaftes, lautlos glitt er an den gebrechlichen Dingen vorbei und blieb auf dem untersten Schafte stehen; und die grünlichen, wie Phosphor schimmernden Augen der Katze glühten den Töpfer unheimlich an. Sie miaute nicht wie sonst, sie schnurrte auch nicht, wie er's von ihr gewohnt war, wenn er in ihre Nähe kam; sie starrte ihn nur an, als fühle sie aus seinem Wesen, aus seinem Gebaren heraus, daß er etwas Ungeheuerliches im Schilde führe.

Dem Mann wurde ganz unheimlich zu Mute vor dieser ihn drohend anstarrenden Hüterin seiner Schätze, und er war froh, einen Grund zu haben, sich davon zu machen.

Als der Tag anbrach, hatte er eine neue Idee; aus dem funkelnden Blick der Katze war sie ihm erstanden: die feurigen Punkte glühten ihm aus dem Thürchen eines mächtigen Kachelofens entgegen, der sich plötzlich vor seinen inneren Augen aufbaute, schön, herrlich, wie er sich nie etwas erträumt.

Die Pulse flogen ihm vor Schaffenslust, und seine Hände zitterten, als er an sein neues Werk ging.

So war denn wieder einmal das Glück in dem kleinen Töpferhäuschen eingekehrt; die Nachbarin drüben schlug einmal übers andere die Hände über dem Kopf zusammen, denn so hatte er noch nie gesungen, so ausdauernd und ohrenzerreißend, so ganz und gar des Jubels voll.

Um das emsige Männlein aber türmten sich Kacheln um Kacheln, an denen er allerlei Figürliches formte, das er mit Farben auftrug; da sah man auf einer ihn selber, wie er über seiner Drehscheibe saß, neben ihm die Bimbel, mit artig geringeltem Schwänzlein. Das Lisettle war abgebildet,

jung und schlank, wie sie sich von ihm abwandte und dem andern die Hand reichte. Auch der Bartel Meier fand seine Verewigung, die Ware des Töpfers mit ausgespreizten Fingern von sich weisend.

Dann wieder saß er vor seinem Muffelofen, um abzuwarten, ob die Kinder seiner Arbeit die Feuerprobe bestanden. Und wenn dann und wann auch ein Brand verunglückte, er formte unverdrossen Neues weiter, und so oft die Nachbarin ihm zu Gesicht kam, nickte er ihr fröhlich zu:

„'s kommt mir 'was, 's kommt mir 'was, Lisettle, paß auf, jetzt gelingt's —“

Sie ließ ihn reden; sie war ganz verändert; es ging nicht mehr so weiter: es mußte etwas geschehen.

Und nun kämpfte sie mit einem Entschluß, der ihr vollends ihr bißchen Schlaf und Ruhe raubte. Sie hatte so lange vor den Leuten mit ihrer Tüchtigkeit geprahlt, daß es ihr jetzt nicht über die Lippen wollte: ich bin in Not, ich brauche Hilfe, ich weiß mir nicht mehr Rats.

Oft schon war sie mit der Absicht beim Töpfer eingetreten, ihm alles zu sagen, ihn mit ihrer traurigen Lage bekannt zu machen; er aber sah nichts

als seine Kacheln, er hatte nichts andres im Sinn als diese, und eines Tages hielt er's mit seiner Freude nicht länger aus, packte, was er fertig hatte, in seinen Karren und fuhr damit zum Händler.

Der stand in der That ganz verdutzt vor dieser heitern Farbenpracht; eigentlich fand er die Kacheln schön, aber dies konnte man doch nicht einem Menschen eingestehen, der für einen Narren galt und noch nie etwas Vernünftiges geleistet hatte.

„Packt die Kacheln wieder in den Karren," meinte das vorsichtige Männlein, „wir wollen einmal die Sach' mit dem Bartel Meier bereden; vier Augen sehen besser als zwei."

Der Bartel Meier stand wie immer vor seinem Haus, und in seinem Gesicht blitzte es freudig auf, als er die beiden daherkommen sah; bevor er nur wußte, um was es sich handelte, schrie er schon sein:

„Nix, nix, alles dummes Zeug!" und bückte sich und bekam gerade die Kachel in die Hand, auf der sein krumbeiniges Konterfei mit dem roten Haarschopf ihn anglotzte. Das war ihm sehr empfindlich, er ließ sich aber nichts merken, sondern rieb sich die Hände und lachte wie nicht gescheit:

„Ja, was meinst denn? So ein dummer Kerl,

so ein dummer Kerl! Weißt denn nicht, biblische Geschichte oder Weltgeschichte gehört auf die Kacheln; schöne bedeutende Schicksale, und kein Unsinn — das da ist ja alles Unsinn —“

„Hm,“ meinte der Töpfer und packte seine Kacheln schön sorgfältig wieder in den Karren, „das sind meine Schicksale, und die sind mir bedeutend genug, und da ich in der Welt bin, so ist's auch Weltgeschicht' —“

Sprach's und fuhr davon, während die beiden Händler ihm ein schallendes Hohngelächter nachsandten.

Als er aus ihrer Gesichtsweite war, brach der Töpfer zusammen; er mußte eine Weile still stehen, denn der Herzschlag setzte bei ihm aus, und stöhnend ließ er sich neben seinen Kacheln auf den Karren nieder.

Dies geschah in der Hauptstraße zu Kandern, an einem wunderschönen Frühlingsnachmittag; aus allen Gärten und Gärtlein lugten blühende Obstbäume, und die Luft war erfüllt von jauchzenden Kinder- und Vogelstimmen.

Der Töpfer wollte seinen Karren wieder aufnehmen, aber die Last ging plötzlich über seine Kräfte;

nach ein paar vergeblichen Versuchen ließ er die Arme sinken und sah sich ratlos nach Hilfe um; dabei zitterte ein tiefschmerzliches Lächeln um seine Lippen, und als er einen Vorübergehenden anrufen wollte, kam nur ein leiser, heiserer Laut aus seiner Kehle. Plötzlich blieb sein Blick an einer Staubwolke hängen, die unten in der Gasse auftauchte; das Kindervolk aber eilte mit lautem Gekreische den feurigen Rossen entgegen, die sich mit ihrem glitzernden Geschirr aus dem Staube lösten. Und überall, aus allen Häusern kamen die Leute gelaufen, und der freudige Ruf: „der Landsvater, die Landsmutter!“ hallte durchs ganze Städtchen.

Kerzengerad stand der Töpfer zwischen den Deichselarmen seines Karrens und riß den Hut vom Kopf. An ihm vorbei fuhr der Wagen mit dem jungen, strahlenden Fürstenpaar, das den alten Mann am Wege mit freundlichem Lächeln grüßte.

Und er bückte sich, nahm seinen Karren auf und fuhr heim.

Eine plötzliche Hoffnung, eine unbeschreibliche Freudigkeit durchzuckte seine Seele.

Weilten sie nicht seit Wochen in Badenweiler, der Landesvater und die Landesmutter, und kein

Dörflein war ihnen zu klein, keine Ortschaft zu gering, überall erschienen sie und erkundigten sich nach dem Leben und Treiben ihrer Landeskinder — O gewiß, sie brauchten seinen Kachelofen nur zu sehen, dann war sein Glück gemacht!

Mit erneuter Lust ging er an die Arbeit, eine ganze Stufenleiter glückseliger Ereignisse erstand unter seinen emsigen Händen; dabei bemerkte er nicht, daß das Süpplein, das ihm die Lisett herüberbrachte, immer dünner und kraftloser wurde und sie selber blaß und verhärmt aussah wie eine Bettlerin.

Und eines Tages klopfte sie ihm auf die Schulter, und als er aufsah, nickte sie ihm traurig zu:

„Es ist aus, Sepp, ich kann dir nichts mehr bringen — ich bekomm' keine Ware mehr, weil ich sie nicht mehr zahlen kann — ich muß mein Häusle verkaufen und um fremde Hilf' bitten — lieber wär' mir's freilich, die Welt ging unter, aber ich weiß nicht mehr, wie ich acht Kinder durchbringen soll — und weil's nimmer länger so geht, so muß halt jetzt 'was geschehen —"

„Und es wird auch etwas geschehen," erklärte der Töpfer; „ja, Lisettle, du brauchst dich nicht länger zu grämen, wir sind jetzt am Ziel, das Glück ist da —"

Er sah wie verklärt aus, und sie starrte ihn völlig ratlos an: „O du grundverrückter, glückseliger Mensch!“

Er lächelte schlau: „Es ist alles wohl überlegt, Lisettle; die ganze Geschichte, wie's kommen muß, steht auf den Kacheln abgebildet. Du mußt mir nur deinen Laden räumen, ich setz' meinen Ofen im Fenster zusammen, dann bringen wir alles aus dem Schuppen herüber; hernach sollst du einmal sehen, wenn meine Sachen in der Sonne glänzen —“

Zuerst überkam sie's wie einen ihrer alten Wutanfälle, und sie wollte über den alten Mann herfallen; dann aber schüttelte sie plötzlich den Kopf. Diese nimmermüde Zuversicht, dieser Glaube ohne Grenzen, erregte ihr Erstaunen; sie sagte zu sich selber: „So einem müßte doch Gott helfen –“ Und da dies bis jetzt nicht geschehen war, nun so wollte sie wenigstens dem armen Menschen das ersehnte Glück gönnen, einmal seine Sachen in der Sonne zu sehen.

Im Städtchen wurde viel gelacht, als der Klexer-Sepp im Laden der Witwe seine Ware aufzubauen begann; als aber eines Morgens der Ofen schön fertig dastand, mit all den übrigen Sachen und Sächelchen des Töpfers, blieb doch jeder erstaunt

vor dem Lädchen stehen; denn, wenn man auch wußte, alles, was der Klexer-Sepp schafft, ist dummes Zeug, lustig anzusehen waren sie darum doch, diese schlanken wunderlichen Gefäße, Krüge und Schüsseln, die in dichtem Gedränge den stattlichen Ofen umgaben.

Der Töpfer aber saß drüben an seinem Fenster. Was er jahrelang ersehnt, sich jahrelang ausgemalt, es war erreicht: seine verschmähten und unbegehrten Lieblinge standen in der Sonne; tausendfältiges Licht umspielte sie und brach sich in den buntbemalten Kacheln des Kunstofens.

Freilich, von denen, die den Laden umstanden und die Ware anstarrten, ging keiner hinein, etwas kaufen; das thaten nicht einmal seine nächsten Nachbarn, obwohl sie mit Schauen nicht fertig werden konnten. Aber da war der Bartel Meier herzugekommen, und der lachte laut ob dem dummen Zeuge im Ladenfenster, überlaut, daß es durchs ganze Gäßlein schallte, und da war natürlich jedem das Urteil gegeben; denn der Bartel Meier, der mußte es ja verstehen, und so lachten sie alle mit, lachten laut und grell und hielten sich die Seiten. Und so sahen sie die Staubwolke nicht, die unten

in der Gasse auftauchte und hörten nicht das leise Heranrollen der Räder auf dem weichen Sand, bis der Wagen plötzlich vor dem Ladenfenster stillstand. Er wäre vielleicht vorübergefahren — ja ohne Zweifel wäre er weiter gefahren, hätte nicht der Auflauf von Menschen, in deren Mitte der Bartel Meier sich ereiferte, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

In dem Wagen aber saß das fürstliche Paar; und als nun die Leute vor dem Ladenfenster auseinanderstoben, wunderte sich die junge Landesmutter gar sehr über die hübschen Sachen, die da in der Sonne glitzerten, und im nächsten Augenblick standen die Herrschaften im Lädchen vor der Lisett, die über das wunderbare Ereignis dermaßen den Kopf verlor, daß sie die Schürze vors Gesicht schlug und in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach.

„Ach," seufzte sie, als die Landesmutter nach ihrem Kummer fragte, „weil halt das Wunder wirklich und wahrhaftig eingetroffen ist — ja wohl, Frau Landesmutter, er hat's immer prophezeit, und ich hab' nie dran geglaubt — und jetzt ist's da."

Der Fürst meinte: „Wir verstehen Euch nicht recht, wir möchten gern wissen, wer all die schönen Sachen gemacht hat?"

Da fand die Lisett ihr Selbst wieder: „Der dort drüben, der Klexer-Sepp hat alles gemacht — kein Mensch hat ihm 'was abgekauft, alle haben ihn ausgelacht, er hat sich's aber nicht verdrießen lassen und nie den Mut verloren, obwohl er dabei gehungert hat und ein alter Mann geworden ist — und so hab' ich denn in Gottesnamen nachgegeben, denn das war sein größter Wunsch, seine Sachen einmal in der Sonn' zu sehen — ich selber hab' doch nichts mehr in mein Ladenfenster zu stellen, denn ich bin Witwe und —"

Sie stockte, denn es wollte ihr nicht über die Lippen, daß sie in Not war, und die junge Landesmutter richtete die Frage an sie, ob sie Kinder habe.

„Doch freilich," sagte Frau Lisett, „achte, wenn's erlaubt ist," und riß die Thüre ins Hinterstübchen auf, wo sie alle um den länglichen Tisch saßen und ihre Papierdüten verfertigten. Groß und verwundert starrten sie das Fürstenpaar an, das in seiner Jugendschöne den Kleinen wie Wesen aus einer andern Welt erschien.

„Ihr scheint eure Kinder recht gut zu erziehen?" ließ sich die Stimme der jungen Landesmutter vernehmen.

Frau Lisett nickte und zeigte an die Wand: „Wir haben halt einen Riemen, ein spanisch's Rohr, ein Seilend' und eine Rut' —" worauf das Paar einen lächelnden Blick miteinander tauschte und in den Laden zurückkehrte.

Hier fragte die Landesmutter mit einem teilnehmenden Blick: „Ich habe aber nur sieben Kinder gezählt; wo ist das achte, liebe Frau?"

„Ach Gott ja, ich bitt' um Verzeihung," entgegnete Frau Lisett und wurde ein wenig verlegen, „eigentlich hab' ich nur sieben, aber ich hab' mir's inwendig so angewöhnt, den Töpfer drüben, den ich aus der Jugend her kenn', mitzuzählen; denn wenn er auch geschafft hat von morgens bis abends, verdient hat der arm' Tropf nicht das Nötigste —"

„Und ist doch ein Meister," unterbrach sie die Landesmutter, „ein ganzer Meister — ruft uns den Mann herüber, liebe Frau, wir müssen ihn kennen lernen —"

Ein paar Augenblicke später schritt der Töpfer über die Gasse, zwischen den Leuten hindurch, die alle noch dastanden, denen nun aber das Lachen vergangen war.

Ganz ruhig, ohne jede Erregung stand der be-

scheidene Mann vor seinem Landesfürsten und beantwortete die Fragen, die man an ihn stellte. Auch über die Reliefs am Ofen gab er Auskunft, und indem er's that, enthüllte er sein ganzes Leben, seine Schaffensfreudigkeit, sein Glück, das keine Not zu trüben vermochte, sein Hoffen ohne Unterlaß — bis zu dem Augenblick, als ihn der Bartel Meier mit seinen Kacheln heimschickte.

„Ja, da bin ich zusammengebrochen, seht — da sitz' ich," sagte er, auf eine der Kacheln deutend, „und hab' denkt, jetzt ist Matthäi am letzten — jetzt hat dir's einen Riß geben, wie der Blitz, wenn er in den Baum schlagt und ihm's Mark verzehrt. — Aber auf einmal" — er wies auf das große Mittelstück des Ofens — „schaut genau hin, Herr Landesvater und Frau Landesmutter, das seid Ihr — seid Ihr einhergefahren, wie die Hoffnung und das Leben und die mildstrahlende Sonne an Gottes Himmel; das war der Fingerzeig, da hab ich's gewußt — jetzt kommt's, das Glück — jetzt bin ich heraus —"

Und er deutete auf sein letztes Relief zu oberst des Ofens: „Das da sind dem Lisettle seine Buben, denen ich so lang die Supp' verkürzt, und die jetzt

alle um die volle Schüssel sitzen und essen und essen, bis sie nimmer können. Sodann aber hab' ich keinen Wunsch mehr auf Erden," schloß der Töpfer seinen Bericht.

Dem jungen Paare waren die Augen feucht geworden, sie drückten dem Manne wiederholt die Hand; der Ofen wurde sofort gekauft, ein zweiter bestellt. Die junge Fürstin gab sich noch nicht zufrieden; sie wollte auch die Zukunft dieser Menschen gesichert wissen und versprach, für die Kundschaft zu sorgen; der Töpfer solle nur hübsch weiter arbeiten und Frau Lisett den Verkauf seiner Arbeiten übernehmen. —

Sie standen noch immer wie im Traum, der Töpfer und seine Jugendliebe, nachdem das fürstliche Paar längst den Laden verlassen.

Frau Lisett war die erste, welche auf dem Ladentisch ein paar Goldstücke blinken sah und schreiend darauf losstürzte.

Dann stolperte der Bartel Meier in den Laden, mitten in die Freude der beiden hinein und erklärte: er habe sich's nun überlegt, er wolle in Gottesnamen in Zukunft die Sachen vom Klexer-Sepp in den Handel nehmen; viel käm' freilich nicht dabei heraus, aber er, der Bartel Meier, sei nicht interessiert, das

könne er dreist behaupten, und er hoffe nicht, daß ihm einer widerspreche.

Der Töpfer schwieg und lächelte vor sich hin, aber die Lisett redete:

„Ihr seid gar zu gütig, Bartel, aber Ihr kommt ein bißle zu spät; wir — ich und der Sepp und der Landsvater und die Landsmutter, wir haben schon alles miteinander ausgemacht: sie sorgen für die Kundschaft und ich für den Handel. Der Sepp aber ist in Zukunft nimmer der Klexer-Sepp, sondern, hat die Landsmutter selber gesagt — ein Meister; und wer das in Zukunft nicht einhalt', den zeig' ich gleich im Schloß, in Badenweiler an.“

Eine halbe Stunde später war in der kleinen Stube hinter dem Laden, eine gar zufriedene Gesellschaft versammelt. Die Abendsonne, welche das Lädchen verlassen, warf nun ihre paar letzten Strahlen zum Hoffensterchen herein, gerade über den Tisch hin, an welchem die Kinder und die Alten saßen und gar angelegentlich mit ihren Zinnlöffeln einer mächtigen Schüssel Reisbrei zusprachen.

Das ging so eine gute Weile fort; gesprochen wurde nichts; nur mit der Zeit blieb ein Löffel nach dem andern aus, und der Besitzer desselben sank mit

einem tiefen Seufzer vorn über und bettete das schwankende Köpflein entweder auf den Arm oder auf den harten Tisch. Zuletzt lagen sie alle um die Schüssel herum mit rot glänzenden Wangen und offenen Mäulchen, überwältigt von dem nie gekannten Gefühl vollkommenen Sattseins.

Frau Lisett aber schüttete den ansehnlichen Rest des Breies auf einen Teller, und als der Töpfer mit einem freudigen: „Gelt, das ist für meine Bimbel?" darnach greifen wollte, meinte die Frau in etwas unsicherem Tone:

„Ich möcht's ihr heut' selber bringen — ich bin dem Tier eine Freundlichkeit schuldig —"

Und sie traten hinaus in die dämmerige, menschenleere Gasse.

Die auf der Treppe des Töpferheims sitzende Katze ließ sich den Brei mit einem Behagen schmecken, das dem der Kinder nicht nachstand, und die beiden Menschen sahen ihr, wie in Gedanken versunken, eine Weile zu; dann sagte die Lisett, dem Manne einen Stoß versetzend:

„Aber du, Sepp, so freu' dich doch, was haben wir erlebt!"

„Ja," nickte er, seine Katze streichelnd, „alles

satt, alles satt, und meine Sachen in der Sonne — nur — es ist fast zu viel, Lisettle," murmelte er, und sein Gesicht nahm einen seltsam ängstlichen Ausdruck an, „am End' kommen mir jetzt keine Ideen mehr, am End' lassen sie mich jetzt im Stich —"

Sie lachte übermütig auf:

„Alter Sepp, erst recht müssen sie jetzt kommen — und uns reich machen, und im ganzen Land soll's heißen, dem Sepp seine Ideen —"

Er legte ihr heftig erschrocken die Hand auf den Mund:

„Pst, nichts berufen, nicht Gott versuchen — du wirst sie mir verscheuchen mit deinem Lachen, du wirst sie mir alle davonjagen — was meinst denn? Es kommt nie eine, wenn ich's möcht' oder erwart'; ich muß klein sein, das haben sie gern, ich muß thun wie Matthäi am letzten —"

Und er schlürfte sein Trepplein hinauf, als seien ihm alle Glieder gebrochen, und ächzte und stöhnte, daß es zum Erbarmen war.

„Das lockt sie," nickte er der Jugendfreundin zu, „das ist ihnen wie Speck den Mäusen, da kommen sie aus allen Ecken — aber nur nicht übermütig thun, nur nicht meinen, man könnt' 'was — das vertragen sie all miteinander nicht."

Und leise auftretend, als fürchte er die bösen Geister, die da lauerten, zu wecken, verschwand der Töpfer in seinem Heim und machte sachte die Thüre hinter sich zu.

Der letzte Schüler.

Wie alt waren sie doch, wie häßlich und wackelig, die zwei Fräulein Augentrost, wenn sie des Morgens punkt elf Uhr im Konzertsaal erschienen, um der Generalprobe der Symphoniekonzerte beizuwohnen. Des Abends, in die Aufführung, getrauten sie sich nicht mehr.

„Ich weiß nicht, was das ist,“ sagte die Achtzigjährige zu der um zwei Jahre jüngeren Schwester, „aber es benimmt mir plötzlich ein wenig den Atem: die vielen Menschen, die heiße Luft — was dich aber nicht zu ängstigen braucht, Thereschen, denn ich halte es für einen durchaus vorübergehenden Zustand.“

Und die Schwester nickte: „Es ist mir auch lieber, Trudchen, wir bleiben des Abends zu Hause.

Ich weiß nicht, was das ist, warum mir mit einemmale die Lichter so konfus vor meinen sonst so guten Augen flimmern, ich muß mich erkältet haben. Jedenfalls aber darf man nicht klagen über das bißchen Geflimmer, solange man noch in seine Generalprobe gehen kann."

Geschah's im Laufe der Zeit, daß die neunte Symphonie aufgeführt wurde, so hörte sie das ältere Fräulein Augentrost nie anders als stehend, fest auf den Stock gestützt, mit an; das hagere Profil mit dem alle Jahreszeiten überdauernden Strohhut dem Orchester zugewandt und offenen Mundes, gleichsam Ton um Ton einschlürfend — so lauschte sie „ihrer Neunten". Denn diese „Neunte" war der Hauptgenuß ihres Lebens, ihres Herzens höchste Seligkeit; an dem Tag, an dem sie ihre Neunte gehört, schwebte sie trotz ihrer Achtzig himmelhoch über der Alltäglichkeit.

Die Schwester war nicht eines so hohen Fluges fähig; sie hatte zwar auch *ihre* Symphonie — die erste — aber deren Klänge entrückten sie nicht der Erde, so daß sie ganz gelassen auf ihrem Stuhle sitzen blieb, das alte Gesicht durch ein fast jugendliches Lächeln verschönt, dem allerdings der her-

vorstehende einzige und letzte Zahn ein wenig Abbruch that.

Kaum waren jedoch die Beethovenschen Symphonien zu Ende, und das Orchester stimmte andere Töne an, da stolperten die alten Wesen über Hals und Kopf zum Saal hinaus, denn die moderne Musik war ihnen ein Greuel, und keine Macht der Welt hätte die alten Fräuleins zum Anhören derselben vermocht.

Sie wohnten im Hinterhaus beim Schlossermeister Schrack, über der Werkstätte, in zwei kleinen Stuben. Im Musiksaal, wie das größere Zimmer, in dem ein Flügel stand, genannt wurde, hatten die Schwestern ein halbes Jahrhundert lang den Klavierübungen ihrer Schüler und Schülerinnen beigewohnt. Nicht daß sie den Unterricht aufgegeben, weil sie zu alt waren oder sich müde gefühlt hätten; von Alter oder Müdigkeit war zwischen ihnen nie die Rede.

Eines Tages aber bemerkte Fräulein Thereschen, daß der Schwester Schülerin es sich angelegen sein ließ, die etwas eigentümlichen Handbewegungen der Lehrerin auf das übertriebenste nachzuahmen, ohne daß Trudchen mit ihren halberblindeten Augen dies zu sehen imstande gewesen wäre.

Darüber wurde Fräulein Thereschen sehr nachdenklich, Tag und Nacht sich damit beschäftigend, auf welche Weise sie das Betragen der Schülerin besprechen könne, ohne die Schwester zu verletzen.

Es war gerade um diese Zeit, als das ältere Fräulein Augentrost plötzlich bemerkte, mit welchem Vergnügen der Schwester Schülerin die etwas hohe und gedehnte Sprechweise der Lehrerin nachzuäffen strebte.

Nun wurde auch das Fräulein Trudchen nachdenklich, und eines Abends beim Lämpchen kam sie plötzlich mit der Betrachtung heraus:

„Ich weiß nicht, was das ist, aber mit den Simpelfranzen ist ein anderer Geist in die Köpfe der Jugend gefahren; es waren andre Kinder, ganz andre, als sie noch ihr Nest hinten am Kopf trugen, oder ihre Schneckennudeln rechts und links an den Schläfen; die Jugend von heutzutage ist keck und ohne Pietät."

„O Gott, Trudchen," rief die jüngere Schwester aus, „was sagst du doch immer für vortreffliche Sachen!"

Und sie kamen überein, sich von ihrer Thätigkeit zurückzuziehen — wie gesagt, nicht um ihrer Ge-

sundheit oder ihres Alters willen, sondern weil sie mit einer Jugend ohne Pietät nichts mehr zu schaffen haben wollten.

Aber wie sie ihn genossen, den endlichen, redlich verdienten, im geheimen lang ersehnten Ruhestand! Jetzt brauchten sie nicht länger ihre letzten Kräfte für die Stunden aufzusparen, um nach denselben, beinahe zusammenbrechend, mit einem erkünstelten Lächeln einander zu versichern, sie seien gar nicht müde.

Jeder Tag war nun ein Sonntag; sie durften, so lange sie Lust hatten, bei ihrem Morgenkaffee sitzen, ohne daß der Schlag der alten Rokokouhr sie mehr aufzuschrecken brauchte.

Ach! und der halbstündige Spaziergang des Morgens in die Anlagen!

Unterhalb der schmalen Holztreppe war die Werkstätte Meister Schracks, die immer offen stand. „Guten Morgen, Herr Schlossermeister!“ riefen die beiden Fräulein regelmäßig beim Vorübergehen, in die Werkstätte hinein. „Morgen,“ tönte es in grobem Ton zurück, „Vogelscheuchen —“

Das letzte Wort verstanden die Schwestern nicht; wenigstens blieben sie immer gleich freundlich, und

der Meister, der eigens, um den Anblick der alten Wesen zu vermeiden, mit dem Rücken gegen die Thüre saß, vergalt ihnen so täglich Gutes mit Bösem. Ohne übrigens auch nur im geringsten ein schlechter Mann zu sein — im Gegenteil, hätte er es nur dabei bewenden lassen, so wie der liebe Gott sein Inneres beschaffen, denn er hatte ein gutes und weiches Herz. In seinem Kopf aber saß ein arger Widerspruchsteufel, und so lag dem Mann nichts Wichtigeres im Sinn, als vor der Welt hart, grob und unzugänglich zu gelten.

Nachdem er seine junge Frau begraben, und die Gesellen dem in die Werkstätte zurückkehrenden Witwer neugierig in das verweinte Gesicht starrten, erklärte er mit seinem rauhen, kurzen Auflachen: „In ein paar Wochen ist wieder Hochzeit!“

Aber die Wochen gingen hin, und Monate und Jahre folgten, der junge Witwer machte seine Worte nicht wahr. Im Haushalt waltete die Mutter der verstorbenen Frau, und wer des Meisters Reden über Schwiegermütter und deren Regiment mit anhörte, dem mußte das Los der alten Frau im höchsten Grade erbarmungswürdig vorkommen. Allein, wie gesagt, Meister Schracks Thun stimmte mit

seinen Reden nicht überein, und so fand sich jeder in sein Geschimpfe, da er im übrigen nicht schlecht dabei fuhr.

Im größten Zwiespalt aber lebte der Schlossermeister mit seinem einjährigen Sohne Nepomuk. Der wurde jeden Morgen in einem Korb in die Werkstätte gesetzt, damit er sich ja beizeiten mit dem Handwerk vertraut mache und zum tüchtigen Meister heranwachse. Aber Nepomuk gefiel es nicht in der Werkstätte; er konnte noch nicht sprechen, aber er fühlte bereits, daß ihm hier eine Gewalt angethan wurde, gegen die er alles Recht hatte, sich aufzulehnen. Also schrie er in seinem Korb, was seine Lungen hergaben, und ließ nicht nach, der Vater mochte ihm die schwärzliche Faust noch so lange unter die Nase halten.

Eines Tages machte Nepomuk kurzen Prozeß und ließ sich ohne alle Rücksicht für seinen dicken Kopf über den Rand des Korbes kollern, um im nächsten Augenblick auf allen Vieren zur Werkstätte hinauszukriechen.

Nun ging der Kampf erst recht los; zwanzigmal im Tag wurde der Ausreißer zurückgeholt, worauf allemal eine heftige Prügelei zwischen Vater und

Sohn stattfand, bei der der Meister durchaus den kürzern zog. Im Innersten seines Herzens nämlich freute er sich nicht wenig über seinen unbändigen Buben, ja das Herz lachte ihm geradezu im Leibe, als der Sohn zum erstenmal auf seinen säbelkrummen Beinchen das Weite suchte. Der Vater ließ ihn sogar ein ganzes Weilchen die Freude seiner jungen Freiheit genießen. Als er ihn aber auf der Treppe des Hinterhauses fand, wo er, laut keuchend, mit Anstrengung all seiner Kräfte, auf allen Vieren den Tönen nachstrebte, die von dort oben herunterkamen, da wurde der Schlossermeister zornig. „Was," schrie er den Buben an, „willst du mir von den alten Vogelscheuchen weg bleiben — potz Wetter noch einmal, auf dem Weg laß dich nimmer ertappen, wenn dir deine Ohren lieb sind!"

Eines Tages, als das Schwesterpaar eben mit seinem Morgengruß an der Werkstätte vorbei wollte, kam mit eins Nepomuk herbeigewackelt und streckte Fräulein Trudchen, die hinter der Schwester ging, die Hand hin mit den Worten: „Duten Tag, Fäulein Vogelseus."

Das alte Fräulein beugte sich entsetzt über den Kleinen.

„Mußt nicht mehr so sagen," flüsterte sie, „sonst hört es die Schwester."

Der Schlossermeister aber fuhr seinen Nepomuk an: „Was ist das für eine dumme Höflichkeit — untersteh' dich und streck' ihnen noch einmal die Patsch hin, daß wir da jeden Morgen ein Gekräh vor der Werkstätte haben — ja wohl! haben ein Gethu' wie ein paar Fürstinnen und können auf der Welt nichts als Klimpern — Hungerleiderei! überhaupt, sind nur da, die alten Vogelscheuchen, um vernünftigen Menschen den Platz wegzunehmen."

Kaum erschien am anderen Tag das Schwesternpaar auf dem Vorplatz, als Nepomuk schnell wieder herbeikam, diesmal dem jüngeren Fräulein Augentrost die Hand hinstreckend mit den Worten: „Duten Tag, Fäulein Vogelseus."

„Um Gottes willen, Mukchen," flüsterte Fräulein Thereschen, „sage das nicht mehr, es würde meine Schwester kränken."

Der Kleine schaute eine Weile höchst verdutzt drein; mit eins kehrte er sich mit dem Gesicht gegen die Thürecke und fing an loszuschluchzen, so bitterlich und herzzerbrechend, daß es dem Schlossermeister geradezu in die Seele schnitt; denn bisher hatte er

sein Kind nur aus Zorn und Ingrimm weinen sehen, und das war ganz anders, als diese schmerzlichen, aus tiefstem Herzen kommenden Thränen. Er nahm den Buben auf den Arm und fragte und fragte und hatte eine Engelsgeduld, bis endlich der Kleine auf das immer wiederkehrende: wo fehlt's denn? mit der Antwort herausrückte: „Weil mir immer Vogelseus sagen."

„Herrgott, ist das ein dummer Bub!" rief der Schlossermeister aus und setzte ihn unsanft auf die Erde.

Das Wort Vogelscheuche aber war von der Stunde an wie verschwunden von der Tagesordnung.

Inzwischen nahm Nepomuks Selbständigkeit von Tag zu Tag zu, und der Meister, der arbeiten mußte, ließ ihn in Gottesnamen laufen. Nur verbot er ihm alle Tage, unter Ankündigung tüchtiger Schläge, die Treppe zu den beiden Fräulein hinaufzusteigen.

Aber Nepomuk trat mit rührender Ausdauer jeden Morgen seine Reise in den zweiten Stock an; da oben zu sitzen und dem Klavierspiel zu lauschen, war die höchste Wonne seines Daseins. Manchmal schlief er auf seinem Treppenabsatz ein und merkte gar nicht, daß ihn die Großmutter holte und auskleidete und zu Bett brachte.

Einmal geschah's, daß er ganz leise und zaghaft an der Thür zu kratzen begann, hinter der die schöne Musik gemacht wurde.

Fräulein Thereschen öffnete mit der Bemerkung: „Es muß ein Tierchen hier sein."

Statt dessen erblickte sie den viereckigen Kopf des Schlossermeistersbuben.

„Gott!" rief sie aus, „es ist Mukchen; soll ich ihn hereinlassen?"

„Gewiß!" ließ sich die tiefere Stimme der Schwester hören, „er ist zwar ein entsetzlich unbändiges Kind, aber wie dem auch sei, die rührend kleine Miete, die uns sein vortrefflicher Vater zahlen läßt, verpflichtet uns, gut gegen das Kind zu sein."

Also wurde die Thüre geöffnet, und Mukchen stolperte herein; er bekam sofort ein Schemelchen mitten in die Stube geschoben und mußte hier sitzen, damit man ihn ja recht im Auge behalten konnte. Gebannt von einem Gefühl tiefster Hochachtung vor all den ehrwürdigen Gegenständen, die den Hausrat der Schwestern ausmachten, wagte Mukchen kaum zu atmen, geschweige sich zu bewegen.

Bald aber saß er Tag für Tag ein paar Stunden auf seinem exponierten Plätzchen, der Schwestern

Thun und Treiben mit immer gleicher Bewunderung verfolgend. Das ältere Fräulein fror leicht am Kopf und trug daher einen türkischen Bund von alten, verblichenen Tüchern ums Haupt geschlungen, was ihr ein höchst phantastisches Aussehen verlieh, noch dazu, weil sie für zu Hause ihre Locken ablegte, um sie zu schonen.

Neben dieser hochaufgetürmten Persönlichkeit, mit dem langen, schmalen Gesicht, saß die Schwester, klein und rund wie eine Kugel, denn sie litt an Rückenschmerzen und trug daher stets fünf oder sechs Pelerinen der verschiedensten Farben und Längen übereinander.

So saßen sie und spielten ihre Symphonien: Trudchen, die taktfeste, musikalischere, beständig bemüht, die hastende, sich leicht überstürzende Schwester mit ihrem eins zwei — eins zwei zurückzuhalten, wobei sie dann und wann ihr altes steifes Händchen, das einmal schön gewesen, mit bewußter Grazie hin und her bewegte.

Die beiden hatten keine Ahnung, daß sie in Mukchen mit seinen weit abstehenden Ohren und über den Knieen gefalteten Händchen eigentlich einen kleinen Märtyrer beherbergten, der seine Liebe zur Musik allabendlich mit Schläg zu büßen hatte.

Einmal, als die Schwestern eben ihren Flügel verließen, kam Mukchen leise auf den Zehenspitzen über den Teppich gegangen und erlaubte sich, ganz sachte und vorsichtig, mit einem Erglühen bis unter die Haarwurzeln, einen Ton anzuschlagen.

Da sah ihn das ältere Fräulein Augentrost mit einem Blick großen Wohlwollens an. „Es ist Pietät in ihm,“ sagte sie, „der wäre der Schüler geworden, wie wir ihn uns wünschten.“

„Wollen wir's noch einmal versuchen?“ fragte Thereschen.

Die Schwester seufzte: „Es hätte mir große Freude gemacht, unsern guten, edlen Schlossermeister damit zu überraschen, daß ich sein Kind unterrichte, allein es ist mir in der letzten Zeit nicht so recht wohl, ein wenig Atemnot, wie dies bei älteren Leuten“ —

„Aber ich bitte dich, Trudchen,“ fiel ihr die Schwester ins Wort, „rede doch nicht vom Alter bei deinem Aussehen! Wenn dir's recht ist, fange ich mit Mukchen an, bis dir wohler ist — du weißt, die ersten Fingerübungen habe ich immer auf mich genommen, denn dafür warst du mir stets viel zu gut.“

Nun also saß Mukchen am Flügel und ließ seine ungeschickten Fingerchen über die Tasten gleiten. Seine

Lehrerin hatte eine Engelsgeduld; die Schwester hörte vom Schlafzimmer aus die Übungen mit an; sie lag zu Bett, das hagere Gesicht mit den glanzlosen Augen dem Flügel zugewandt, von Zeit zu Zeit das Händchen erhebend, mit der alten, bewußt graziösen Taktbewegung.

„Thereschen,“ hatte sie vor ein paar Tagen zur Schwester gesagt, „du wirst staunen, wie kindisch ich bin, aber ich weiß nicht, ich muß in der letzten Zeit so oft daran denken, wie gerne ich doch in meinem Leben oftmals des Morgens ausgeschlafen hätte, und habe es so selten dürfen; nun überkommt mich plötzlich der Wunsch, einmal das Versäumte nach Herzenslust nachzuholen und liegen zu bleiben, bis ich genug habe.“

„O du faules Trudchen!“ schalt die Schwester mit Augen, die voller Thränen standen, „aber versuche es nur, du wirst bald genug haben, das weiß ich schon im voraus.“

Und sie pflegte die Schwester Tag und Nacht, immer dergleichen thuend, als sei alles nur Spaß, und Trudchen machte es ganz ebenso und versprach jeden Abend: „Morgen steh' ich auf.“

Wenige Tage später geschah's, daß Meister Schrack seinen Buben, der eben wieder den gewohnten

Treppenweg unternehmen wollte, plötzlich hinten bei den Höschen packte.

„Halt, Kerl, jetzt hört das Hinaufschleichen auf, jetzt geht's in die Schul', und da wird 'was gelernt!"

„Ich will aber nichts lernen als Musik," erklärte Nepomuk.

„Was," schrie der Meister, „so ein Gedudel willst anfangen wie die alten Hutzeln — das will ich dir austreiben, Bursch!" Und er hob die Faust und schaute seinen Buben an.

Nur zu, drückte dessen eigensinnige, unter struppigen Haaren hervorspringende Stirne aus, bin's gewöhnt, thu' doch, was ich will.

Sein Vater hätte ihn aufessen mögen, so stolz war er auf sein Ebenbild.

„Komm," sagte er, den Buben bei der Hand nehmend, „werd' selbst mit ihnen reden droben — wollen sehen, ob sie dich noch länger einschlachten; wenn ich vom Kündigen red', da werden sie wie die Spatzen zusammenkreischen."

Er klopfte an der Schwestern Thüre; da aber drinnen gespielt wurde, wartete er nicht lang auf ein Herein sondern trat mit seinem Buben über die Schwelle.

Die jüngere der alten Damen saß am Flügel, so eifrig bei der Sache, daß sie die Eintretenden weder zu hören noch zu sehen schien; ihr ganzer Körper bebte unter der Anstrengung des Spielens, denn ihre alten, steifen Finger trommelten darauf los, als handle sich's um die höchste Eile.

O ja, sie hatte Eile; das bleiche Gesicht der Kranken im Nebenzimmer sah schon wie das einer Verklärten aus, und das welke, durchsichtige Händchen fiel zurück bei seinem letzten Versuche, den Takt anzugeben.

„Eins zwei — eins zwei —“ zählte Fräulein Thereschen in heiserm Ton, die Augen, aus denen ungezählte Thränen rannen, auf das Antlitz der Schwester gerichtet. Wie leuchtete es noch einmal auf in den blassen, wächsernen Zügen, als die Jubelklänge — Freude, schöner Götterfunken — das niedrige Gemach erfüllten!

Auch den Meister durchschauerten sie seltsam; er hatte beim Hereinkommen gleich losreden wollen, aber es war ihm vergangen; ungeschickt zog und zerrte er seine aufgestülpten Ärmel herunter und preßte seinen Buben an sich, ohne recht zu wissen, was er that.

So stand er, regungslos, dem friedlichen Hinscheiden des alten Fräuleins beiwohnend, das, kaum daß es zu bemerken war, still und leise seinen letzten Seufzer aushauchte.

Die Schwester aber hielt aus, gleichsam als wünsche sie die Seele der Entschlafenen in ihrem letzten Fluge weiter zu begleiten bis in die selige Heimat.

Nach dem Schlußaccord schloß sie den Flügel und wankte zum Totenbett; unter leisem Schluchzen drückte sie der Schwester die Augen zu.

„Warum weint sie denn?“ fragte Mukchen mitten in die feierliche Stille hinein.

„Gott, verzeihen Sie, Herr Schlossermeister,“ sagte das Fräulein, aus seinem Schmerz auffahrend, „ich habe ganz vergessen — sie hat es sich immer gewünscht, wissen Sie, unter diesen Klängen hinüber zu schlafen — und Gott sei Dank, daß dieser höchste Wunsch ihres Lebens in Erfüllung gegangen ist! Nun liegt sie da, selig gestorben.“

„Ja,“ nickte der Meister, „so sterben wenig' Leut'.“

Und Fräulein Thereschen schluchzte: „Ich werd' einmal ganz allein sein — mir spielt niemand meine ‚Erste‘.“

„Doch,“ rief der kleine Nepomuk, das alte Wesen ungestüm in seine beiden Ärmchen nehmend, „ich spiel' sie dir, gelt Vater, ich?“

„In Gottesnamen,“ sagte dieser, „wenn Sie dem Buben Stunde geben wollen — mir kann's recht sein — aber wissen Sie, ich bin ein Mann, der's mit der Ordnung hält — geschenkt nehm' ich nichts — Sie zahlen jetzt zweihundert für die Miete — sagen wir hundert in Zukunft — aber mehr, liebes Fräulein, unter keiner Bedingung — mehr geb' ich für das Gedudel nicht aus.“

Er war schon an der Thüre, aber das alte Fräulein ebenso hurtig hinter ihm her!

„O Herr Schlossermeister!“ rief sie ihm nach, „sehen Sie, wie recht die Schwester hatte — sie hat immer so unendlich viel von Ihnen gehalten.“

Die Namenlosen.

Das Gehöft lag ungefähr eine Stunde oberhalb der kleinen Ortschaft, auf freier Hochebene, wo die Frucht nur noch in kurzen Halmen gedieh und die Kartoffeln nie über den Zustand der Käsigkeit hinauskamen. Aber die beiden Kinder, welche im Schatten einer mächtigen Buche ihr Wesen trieben, machten mit ihren sonnverbrannten Gesichtchen und rundlichen Händchen den Eindruck vollkommensten Gedeihens.

„Weißt," meinte das schlankere und zierlichere der beiden ganz gleich großen Mädchen, „weißt, Podenzl, jetzt bauen mir die Schul' —"

„Aber mir haben ja zuerst 's Ort bauen wollen, Podagratzl," sagte die Angeredete, mit dem Ausdruck kummervoller Bedächtigkeit die Händchen über dem runden Magen faltend.

„Nein, zuerst kommt die Schul'," ereiferte sich Podagratzl, „und dann bin ich der Herr Lehrer; aber dazu muß ich den Dreck nasser haben — lauf' Podenzl und hol' mir ein bißle Wasser!"

Das Podenzl besann sich einen Augenblick, dann ging es mit seinem Blechgeschirr zum nahen Brunnen, das Verlangte zu holen; langsam und nachdenklich kam's mit dem Wasser zurück.

„Weißt was jetzt," rief ihr Podagratzl schon von weitem entgegen, „jetzt bau' ich die Kirch', und dazu brauch' ich einen Haufen Stein' —"

„Aber Podagratzl," greinte Podenzl, „du hast doch wollen die Schul' bauen."

„Ja, aber die Kirch' ist schöner, geh', hol' mir die Stein' zusammen, Podenzl, 's pressiert."

Podenzl schaute betrübt über die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen in das Blechschüsselchen, leerte dessen Inhalt mit einem Seufzer auf die Erde und machte sich an das Suchen der Steine.

In dieser Weise ging das Spiel fort; Podagratzl hatte immer die Ideen, Podenzl führte sie aus und hielt stets noch an der ersten fest, wenn Podagratzl längst an der vierten war.

In ihrer Unschuld ahnten sie nicht, welch schweres

Verhängnis sich unterdessen über ihren jungen Häuptern zusammenzog.

Drinnen bei der Bäuerin saß die Nachbarin, trank eine Schale Kaffee um die andere und hörte dafür mit unermüdlicher Geduld die jammervollen Auseinandersetzungen der Bäuerin mit an, die einen völlig abgegriffenen Kalender vor sich liegen hatte, den ihre großen derben Hände krampfhaft umfaßt hielten, während ihr rundes gesundheitstrotzendes Gesicht in Thränen schwamm.

„Da schaut her,“ meinte sie, auf ihren Kalender weisend, „so hat sich noch keiner da drin verstudiert wie ich, aber 's hilft nix, ich kann halt die Namen nit finden, ich kann die Schreibnamen vom Podagratzl und Podenzl nit 'rausfinden. Und jetzt ist Ostern vorbei, und ich hab' den dritten Zettel 'kriegt, daß die Kinder in die Schul' müssen, und wie soll ich sie denn in die Schul' schicken, wenn ich ihre Namen nit weiß und nit aufschreiben kann? So eine Schand' darf ich doch auf die Eltern von meinen Kindern nit laden! 's ist halt damals gar so drunter und drüber 'gangen bei der Sach', denn man verschreckt doch, wenn zwei Kinder auf einmal kommen statt einem. Hernach bei der Tauf', wie's

so geht, ist der Mann vorher im Wirtshaus drunten ein'kehrt, und mir war's heiß vom Weg, da hab' ich halt auch ein paar Schluck 'trunken, und wie wir vor dem Pfarrer stehen, hat er's grad' so eilig, weil noch eine Leich' war, und wie er fragt: ‚wie sollen die Kinder heißen?‘ bringt der Mann nix 'raus, und ich war so verschrocken, daß ich halt auch nix 'rausbring' — da hat der Herr Pfarrer gesagt: ‚Nehmen wir denn zwei Kalenderheilige,‘ und nimmt so zwei kuriose Namen, die wir nur halb verstehen. Und nun will's Unglück, daß der Mann mit dem Taufschein noch einmal ins Wirtshaus geht, und wie er heimkommt, hat er bei Gott den Hut mitsamt dem Taufschein verloren, und jetzt sitz' ich da mit dem Kreuz, und fang' ich dem Mann davon an, gleich sagt er, ich verleid' ihm 's Daheimsein, und rennt mir ins Wirtshaus — o ihr armen Tröpfle!“ schluchzte sie beim Anblick ihrer Kinder auf, die eben mit allen Zeichen innerer Aufgebrachtheit über die Schwelle stürzten und nach der Mutter schrieen. Die Thränen auf dem kugelrunden Gesicht der Bäuerin machten sie verstummen; Podagratzl sprang der Mutter auf die Knie, Podenzl schmiegte sich an ihren Arm, und beide heulten mit der Mutter um die Wette.

Die Nachbarin ließ sich in ihrem Kaffeegenuß nicht stören, aber sie gab zu: „Ja, es ist schon ein Kreuz, ein schweres, wenn man seinen eigenen ehrlichen Namen nicht einmal weiß.“

„Und wie mich das Denken angreift,“ schluchzte die Bäuerin, „das glaubt kein Mensch; o wenn mir doch jemand sagen könnt', was ich thun soll!“

„Wartet nur,“ tröstete die Nachbarin, „'s wird mir schon 'was einfallen, wenn ich den Kaffee noch eine Weil' riech' —“

Die Bäuerin fiel über die Kanne her und beeilte sich, die leere Tasse des Besuchs von neuem zu füllen.

„Ich hoff', er ist gut,“ meinte sie.

„Hm, die Milch könnt' besser sein,“ lautete die Antwort, „und der Kaffee ist noch schlechter.“

„Mutter,“ fiel Podagratzl der Nachbarin in die Rede, „warum weinen wir denn, Mutter?“

„Hör' einer das unvernünftig' Kind,“ seufzte die Bäuerin, „weil ich eure Namen nit weiß, von was reden wir denn sonst!“

„Aber der Vater weiß sie,“ behauptete Podagratzl.

„Der weiß sie auch nit, dummes Kind, einfältig's, sonst wär' uns ja geholfen.“

„Aber der Herr Pfarrer,“ beharrte Podagratzl, „der weiß alles.“

„Jesus Maria,“ polterte die Bäuerin,“ was ich mit dem Kind aussteh’! Ich werd’ zum Herr Pfarrer laufen und ihm sagen, ich wiss’ die Namen von meinen Kindern nit — ja,“ seufzte sie auf, „wenn ich ins Kirchenbuch schauen dürft’, da steht’s drinnen, wie jedes getauft ist.“

„Mutter,“ fiel ihr Podagratzl ins Wort, „so hol’s Kirchenbuch!“

„Um Gottes willen, was ist das nit, jetzt mußt halt Schläg’ haben, Kind, denn für gottlose Reden kann’s nix andres geben!“

Und die Bäuerin führte ihr Vorhaben aus, indes die Nachbarin ein wenig den Hals reckte, um in die große Kaffeekanne schauen zu können; da sie dieselbe leer fand, erhob sie sich zum Gehen.

„Ja, und einen Rat wißt Ihr nit?“ fragte die Bäuerin.

„Ich will in Gottesnamen morgen wiederkommen,“ lautete die Antwort; „wo ein Unglück ist, da kehr’ ich allweil gern ein, ’s ist noch ’s Unterhaltlichst’ auf der Welt, wo man sonst so wenig hat. Aber der Kaffee dürft’ ein bißle stärker sein; behüt’ Gott beinand’!“

Und die Nachbarin schritt davon.

„Mutter, geh', wein' nit!" bat 's Podenzl.

„Gelt Mutter, lach' wieder!" schmeichelte Podagratzl, der noch die Thränen über die Wangen liefen.

Die Bäuerin fuhr sich mit dem Rücken der Hand übers Gesicht. „Ich muß jetzt aufs Feld, dem Vater helfen, spielt und seid brav bis zum Abend!" Mit diesen Worten nahm sie ihr Kopftuch, schnitt jedem der Kinder ein Stück Brot vom Laib und schritt dann über die Wiese, hinter der die Sonne sich schon in die gelben Kornähren senkte, die Bäuerin in ihrem roten Kopftuch mit einem goldenen Lichtmeer übergießend.

Die Kinder schauten ihr lange nach, die Augen mit den Händchen beschattend; plötzlich sagte Podagratzl:

„Du, mir holen der Mutter 's Kirchenbuch, dann weint sie nimmer."

Podenzl war so erstaunt über die Größe dieses Vorhabens, daß sie eine volle Minute brauchte, bis sie imstande war, die neue Idee in sich aufzunehmen. Dann nickte sie: „Ja, daß sie nimmer weint," nahm die Schwester bei der Hand, und unverzüglich machten sie sich auf den Weg.

Da Podenzl mit ihren drallen Beinchen etwas

schwer auftrat, Podagratzl aber mit ihren flüchtigen bloßen Füßchen kaum den Boden berührte, so ließen sie sich nach kurzer Zeit los, und jedes wandelte in seinem eigenen Tempo den leise sich neigenden Berg hinab.

Der Vollmond stand am Himmel, es dunkelte stark, und im Dörflein war weder ein Huhn noch ein Mensch mehr unterwegs; nicht einmal in dem der Kirche gegenüberliegenden Spittelhaus brannte noch ein Licht. Nur der alte, im Ruhestand und im Spittel lebende Gemeindediener Peter Schnell, der seiner Gichtschmerzen wegen nicht schlafen konnte, war noch auf, lag mit der Tabakspfeife unter dem Fenster und ließ sein kahles Haupt vom Mond bespiegeln. Der alte Mann sah gerade in eines der Kirchenfenster, das offen stand und in das der Mond einen silbernen Streifen sandte. Mit einemmal wurden die Augen Peter Schnells um ein Gehöriges größer:

„Heiliges Kreuz," murmelte er, „da drin regt sich 'was!"

Er rieb sich die Augen und blickte wieder hin: „Freilich regt sich 'was — heiliges Kreuz!"

Jetzt hing er die Pfeife an einen Nagel, stülpte

sich die Zipfelkappe über die Ohren und weckte seinen Schlafkameraden:

„Du, Birzel, steh' 'mal auf!"

Sie schlürften miteinander zur Kirche.

Nachdem es dem Birzel gelungen war einen Blick in das Innere derselben zu thun, machte er ein äußerst bedenkliches Gesicht:

„Was da drin ist — hm, das ist kein gewöhnlicher Mensch, sag' ich dir — das geht hoch über den Altar hinaus und hat einen Kopf wie ein Kürbis; mit so ei'm bandl' ich nit an —"

Da standen sie und kratzten sich hinter den Ohren.

„Wenn wir nit die einzigen Mannen im Spittel wären," meinte Peter, „so könnt' man sich zusammenthun." —

„Das kann man doch," erklärte Birzel, „indem man einfach die Weiber vorausschickt, denn wenn 'was passiert, für die ist's kein Schaden."

„Das ist richtig," gab der Gemeindediener zu und schlug Lärm im Spittel.

Es dauerte nicht lang, kam's aus dem baufälligen Hause gehinkt und gewankt, und ein halbes Dutzend alter Weiber fragte und schrie durcheinander. Als ihnen jedoch die zwei Mannen zumuteten, den ersten

Schritt in den Ort des Schreckens zu wagen, gab's große Meinungsverschiedenheit.

Endlich sagte Peter Schnell:

„Es ist eine Schand' und Spott, daß ihr so wenig Korasch habt, ich will meinetwegen den Herr Pfarrer wecken —“

Und so zogen sie alle miteinander vor das Pfarrhaus und klopften den hochwürdigen Herrn aus dem Schlaf. Unter ihren Berichten wuchsen die Gespenster ins Unendliche.

Der Geistliche zündete zwei Handleuchter an und schritt, diese vor sich hinhaltend, die Leute hinter sich, über die Gasse, zur Kirche. Als er deren Thüre öffnete, entstand für einen Augenblick eine Todesstille, dann drängte sich alles ihm nach, ins Innere, und hier —! auf der Erde, den Kopf gegen die Altartreppe gelehnt, lag 's Podagratzl und schlief, während sich das ausdauernde Podenzl, auf dem Altar knieend, seit einer halben Stunde vergeblich bemühte, das schwere Meßbuch von der Stelle zu bewegen.

„Du liebe Zeit, das sind ja die Zwilling' von droben!“ hieß es jetzt von allen Seiten.

Der Pfarrer hob das in Thränen ausbrechende

Podenzl auf die Erde, Podagratzl fuhr gleichzeitig aus dem Schlaf empor, und nun klammerten sich beide Kinder wie zwei verirrte Schäflein an den Rock des Geistlichen, der sie zur Kirche hinausführte, begleitet von den ganz in Mitleid für die Kleinen aufgehenden Spittelweibern.

„So Kinder,“ fing er draußen an, „jetzt sagt mir vor allen Dingen, wo ist eure Mutter?“

„Daheim,“ heulte Podenzl.

„Seid ihr denn ganz allein in der Kirche gewesen?“

„Ja.“

„Was habt ihr denn da wollen, so spät?“

„Weiß nimmer,“ sagte das leichtsinnige Podagratzl; das bedächtige Podenzl jedoch erklärte:

„'s Kirchenbuch hat 's Podagratzl holen wollen.“

Längst schon hatte sich ein kleiner Lichtschein vom Berge her dem Thal genähert, jetzt tauchte er in der schmalen Gasse auf, und als eben der Pfarrherr mit den Spittelweibern über das Schicksal der beiden Kinder beratschlagte, stand dessen Elternpaar mit der Stalllaterne vor dem erregten Häufchen Menschen.

„Jesus, da sind sie ja!“ kreischte die Bäuerin

auf und riß ihre beiden Kinder an sich, während der Bauer die Laterne hochhielt und alles zusammen schwatzte und zeterte.

„Liebe Frau," unterbrach der Geistliche den allgemeinen Lärm, „erklärt mir doch: die Kinder waren in der Kirche und wollten 's Kirchenbuch —"

„Ja, ja," fiel ihm Podenzl in die Rede, „'s Podagratzl hat gesagt, wir holen 's Kirchenbuch für die Mutter, daß sie nimmer weint."

„Da haben wir's wieder," jammerte die Bäuerin, auf deren Schulter die Anstifterin allen Übels bereits im besten Schlummer lag, „immer 's Podagratzl! Wo das Kind nur seine Dummheit her hat? Und daß ich's nur grad' sag', Herr Pfarrer, weil's halt jetzt doch schon halbwegs verraten ist — sie haben's gehört, wie ich mich verlamentiert hab', daß ich ihre Namen nit weiß und mich schäm', danach zu fragen, und sie halt nit um die Welt im Kalender finden kann, und weil wir die Taufschein' verloren haben, und die Kinder in die Schul' sollen, und sie halt nirgends sonst als im Kirchenbuch stehen, da hat halt 's Podagratzl — ich sag's ja, wir sind gestraft mit dem Kind — in seiner Dummheit wieder 'was angestellt, und wir sind

droben fast vergangen vor Angst, wo die Kinder hingekommen sind, und Gott sei Lob und Dank, daß wir sie wieder haben!“

Sämtliche Weiber nahmen mitfühlend Anteil an dieser Auseinandersetzung, der Geistliche aber sagte:

„Macht, daß ihr mit ihnen heimkommt, und daß ihr's wißt: 's Podagratzl heißt Pankratia und 's Podenzl Hortensia; jetzt behaltet's, und somit Gott befohlen!“

„Du,“ sagte die Bäuerin zu ihrem Mann, als sie, jedes mit einem Kind auf dem Arm, ihren Berg hinaufzogen, „das wollen wir aber gewiß nimmer vergessen; weißt 'was, ich hab' eine Idee, jetzt sagst du auf dem ganzen Heimweg nichts anderes vor dich hin als Horenzl, und ich will Pankatzl sagen, dann wird's, so Gott will, sitzen, und wir sind unser Kreuz los.“

Ein göttliches Geschenk.

Es schneite, und unter den glitzernden weißen Flocken hasteten die Menschen dahin, als hätten sie gerade auf diese letzten Stunden vor dem heiligen Abend all ihre Besorgungen, Einkäufe und Überraschungen aufgespart. Aber trotz der Masse von Gestalten, die da ihrer Wege eilten, in dem frisch gefallenen Schnee erstarb jeder Laut der Schritte, und hörbar waren nur die Schellen der rasch hinsausenden Wagen und Schlitten und jenes dumpfe Gemurmel von Menschen, die sich stoßen und drängen und sich die Zeit nicht nehmen, einander auszuweichen.

Wie viele Püffe hatte sie schon bekommen, die einsame Frau da vor dem Justizgebäude, die allein keine Eile zu haben schien, sondern immer wieder das kleine Stückchen Weg abmaß, von einer Ecke

des Gebändes bis zur andern — ruhelos, unverdrossen.

Sie wartete auf ihren Sohn, auf den Stolz ihres Lebens, auf ihren begabten, klugen, von Vater und Mutter angebeteten Jungen. Auch der Lehrer hatte von ihm gesagt: „aus dem wird einmal 'was Rechtes. —" Und sie war die Nächte aufgesessen, nur damit er, der beste Schüler, nicht in zerissenem, schlechtem Zeug herumlaufe, und der Vater hatte sich 's Rauchen abgewöhnt:

„Giebt immerhin ein paar Schuhe für ihn," meinte er.

Und — „er muß das Beste haben," hieß es bei Tisch.

Hast du gesehen, verwunderten sich die Eltern, wie schnell er mit seinen Aufgaben fertig ist — kaum daß er eine Stunde dran wendet, und ist doch der beste, der beste von allen — unser Kind — so geringer Eltern Kind. — Ja, er kann alles, er kann alles — o, und was wird noch aus ihm werden —

Und jetzt stand der dreizehnjährige Knabe vor dem Schöffengericht da drin und hatte sich wegen Diebstahl zu verantworten, und sie, die Mutter, wartete auf ihn; seit zwei Uhr ging sie da auf und

ab und sagte sich's vor, was ihr der Mann gesagt: „er bleibt zeitlebens ein bestrafter Mensch, und das kann niemals von ihm genommen werden —"

„Niemals, niemals!" stöhnte sie auf, der brave Name, den ihm sein Vater mitgegeben, er war vernichtet, die große Zukunft, die sie sich für ihren Sohn erhofft, sie blieb ein Traum. „Vielleicht," hatte der Vater in der Nacht gesagt, „vielleicht nehmen sie ihn nicht einmal mehr in die Schule auf, und es wird weiter nichts aus ihm, als was ich selber bin —"

Schon flackerten die Laternen durch die schneeigen Gassen, und das harrende Weib trugen die Kniee nicht mehr.

„Gott im Himmel," murmelte sie in ihre steifen Finger hinein, „ich hab' vielleicht gefrevelt, weil ich mir zu viel auf ihn eingebildet — Gott im Himmel, straf' mich nicht zu hart, mach' ein Ende, ich halt' das Warten nicht länger aus —"

In eben diesem Augenblick kam drinnen die Verhandlung, nach deren Ende das Weib schmachtete, an die Reihe; nach Aufruf der Sache schob ein bleicher Mann zitternd einen Knaben vor sich her bis an den Richtertisch.

„Es ist mein Sohn, Herr Richter,“ kam's dumpf von des Mannes Lippen.

„Nehmen Sie nur dort Platz,“ sagte der Vorsitzende, „Sie können der Verhandlung beiwohnen.“

Der Mann befolgte den Befehl, nachdem er einen kurzen scheuen Blick durch den Saal hatte gleiten lassen; allein die sonst von Neugierigen angefüllten Bänke waren heute leer; so kurz vor der Bescherung hatte niemand Lust, sich mit den Bekenntnissen armer Verirrter abzugeben.

Der Vorsitzende sah sich den ärmlich, aber mit peinlichster Sauberkeit gekleideten Knaben einen Augenblick schweigend an; der kleine Sünder weinte nicht, aber unter seinen Augen zeigten sich dunkle Ringe, und um den fest zusammengepreßten, Charakter verratenden Mund zuckte es krampfhaft.

„Du bist dreizehn Jahre alt?“ fragte ihn der Vorsitzende.

Der Angeklagte nickte.

„Was ist dein Vater?“ lautete die weitere Frage.

„Arbeiter.“

„Hat er dir nicht gesagt, daß man nicht stehlen darf? Hast du das nicht auch in der Schule gelernt?“

„O ja, ich weiß es ganz gut," kam es leise von des Angeklagten Lippen.

„Und weißt du auch, wohin die Menschen kommen, welche stehlen?"

„Ins Gefängnis."

„Und du hast es doch gethan?"

„Ja."

„Du hast einen Korb mit Äpfel auf dem Markt weggenommen und bist damit davongelaufen?"

„Ja."

„Warum hast du das gethan, hast du diese Äpfel essen wollen?"

„Nein, ich wollte meinen Kameraden zeigen, daß ich alles kann."

„Daß du alles kannst," wiederholte der Vorsitzende, wurde aber von dem Vater des Knaben unterbrochen; er war sich bei den letzten Worten seines Sohnes erschrocken mit der Hand übers Gesicht gefahren, als treffe ihn eine plötzliche Erleuchtung, und nun trat er vor:

„Herr Richter, uns — uns allein trifft die Schuld — uns, die Eltern — wir waren so dumm, so dumm, Herr Richter, wir haben's ihm in den Kopf gesetzt, daß er alles kann — wir sind so ungebildet,

Herr Richter, und — da haben wir ihn so bewundert.“

Der Staatsanwalt beantragte einen Verweis, und der Vorsitzende sagte zu dem Knaben, der mit gesenktem Haupte vor dem Tische stand:

„Sieh mir einmal fest ins Auge; du willst den Korb weggetragen haben, bloß um deinen Kameraden zu zeigen, daß du alles kannst? Ihr habt aber doch von den Äpfeln gegessen? Erzähle mir einmal den Hergang der Sache.“

Der Angeklagte sah dem Richter voll ins Gesicht und begann mit lauter Stimme:

„Sie haben mich gereizt; ich hatte an dem Morgen für den Aufsatz die beste Note bekommen; wie immer, natürlich, hatte der Lehrer gesagt, und auf dem Weg aus der Schule haben wir uns gebalgt, und ich habe jedesmal gesiegt, und da habe ich gesagt: ich kann überhaupt alles, und sie machten eine Wette: eines könne ich doch nicht — der Obstfrau am hellichten Tag den Korb wegnehmen — dazu habe ich doch den Mut nicht. — Und ich bin hergegangen und habe es gethan — ja, und —“ setzte er zögernd hinzu, „von den Äpfeln haben wir alle gegessen — ich drei —“

„Die Sache verhält sich genau so wie du sagst," nahm der Vorsitzende wieder das Wort, „ich habe sowohl deinen Lehrer als deine Kameraden über dich befragt; was du gethan, war schlecht und unüberlegt; du sollst zwar diesmal noch nicht ins Gefängnis kommen, aber du bleibst zeitlebens ein bestrafter Mensch, und das kann nie von dir genommen werden."

Der bleiche Mann stöhnte laut auf, und dem Knaben schoß das Blut so jäh zum Herzen, daß er einen Augenblick schwankte.

„Was meinen Sie," flüsterte der Richter dem Amtsanwalt zu, „der kleine Kerl sieht so tüchtig aus — wären Sie nicht auch für eine kleine Inkorrektheit in diesem Falle?"

Die beiden Herrn redeten eine ganze Weile im Flüsterton miteinander, dann wandte sich der Vorsitzende wieder dem Knaben zu:

„Willst du mir dein Wort geben, ein demütiger Mensch zu werden und dich nie wieder an fremdem Eigentum zu vergreifen, wozu dich nur dieser schlimme Hochmut, dieser dumme Glaube, du könnest alles, verleitet hat; willst du mir versprechen, ein braver, tüchtiger Mensch zu werden, der seine Eltern für

all ihre Mühen, für all ihre Güte und Liebe einst reichlich belohnen wird?"

„Ja, das will ich," gelobte der Angeklagte mit lauter feierlicher Stimme.

„So komme her und gieb mir die Hand darauf."

Der Knabe streckte die kleine Rechte über den Tisch hin, aber sie hatte einen festen Griff, einen so festen, daß dem Manne hinter dem grünen Tisch ein feuchter Glanz in die Augen stieg.

„Halte dein Wort," sprach er, die Kinderhand mit seiner Rechten umschließend, „damit dein Vergehen dir zum Segen gereiche und du von deinem Fehl erstehest als ein bessrer Mensch; und noch eins — nimm's als Geschenk zum heiligen Christ, daß du unbestraft aus diesem Hause gehen magst."

Der Mann, der Vater, brach in ein lautes Schluchzen aus, der Knabe aber schaute groß zu dem menschenfreundlichen Richter auf und neigte sich dann vor ihm, keines Wortes mächtig.

Ein paar Augenblicke später standen sie draußen, Vater und Sohn, ohne recht zu wissen wie, und vor ihnen, weiß beschneit und regungslos wie eine Bildsäule, stand das Weib und starrte ihnen entgegen mit Augen, aus denen die Todesangst glühte.

„Nein, nein, Mutter," stammelte der Mann, „gräm' dich nicht, Mutter, er ist frei, er ist kein bestrafter Mensch —"

Da stürzte sie laut weinend ihrem Mann in die Arme; aufs Schreckliche war sie gefaßt gewesen, auf die Freude nicht.

Und sie gingen miteinander Hand in Hand durch den wirbelnden Schnee, und unter dem feierlichen Geläute der Christglocken, an den Häusern voll weihnachtsfroher Menschen vorbei, ohne ein Wort zu reden, nur fest sich aneinander anklammernd; da und dort glänzte sie ein Bäumchen aus niedrigem Erdgeschoß an, oder aus irgend einem Stockwerk von oben brach ein Lichtmeer über den Weg; auch jubelnde Kinderstimmen drangen gedämpft in die jetzt stillen, menschenleeren Gassen —

Die drei waren ganz warm geworden von ihrem inneren Glück, trotz der weißen Schneekruste, die sich über sie gelegt; sie eilten nicht heim, denn ihrer wartete kein Bäumchen, keine Bescherung und Überraschung, sie hatten ihr Geschenk schon erhalten, das größte, das ihnen hatte werden können — das göttliche Geschenk ihrer Ehre, ihrer unangetasteten Menschenwürde.

„Der Frühling isch do!“

Hart und lang lag die Winterkälte über den Landen, und wie erdrückt standen die kleinen Schwarzwalddörfer unter der Last ihrer Schneemassen. In einer der Ortschaften droben im Gebirg sah man nicht einmal Kinder in den Gassen, denn die Masern wüteten im Ort, die Schule war geschlossen, und nur einzelne Kirchgänger wanderten des Sonntagsmorgens zu dem einige hundert Schritte oberhalb des Dorfes gelegenen Kirchlein. Noch etwas höher, auf einem Vorsprung des dahinter liegenden Berges, thronte das Häuschen der Witwe Imle; sie saß den ganzen Tag am Fenster und wartete auf den Frühling.

Die robuste, kräftige Frau war ebenfalls von den Masern heimgesucht worden und hatte sich während

der Krankheit nicht geschont, und nun schmerzten sie die Glieder, daß sie sich kaum rühren konnte und sich nur schwer von einem Fleck zum andern zu bewegen vermochte. Infolgedessen war sie da oben von aller Welt abgeschnitten und trug ihr Leid wie jemand, der nie krank gewesen und sich deshalb in den neuen Stand der Dinge nicht zu finden weiß.

Jeden zweiten Tag schickte sie ihren Buben, den Bläsi, in das eine Stunde von der Ortschaft entfernte Städtchen, damit er dem Doktor den Zustand der Mutter fein ausführlich, mit allen Schmerzen und Nebenumständen ans Herz lege. Und wenn dann der Doktor weiter nichts sagen ließ, als: es sei nicht gefährlich, und sie möge nur geduldig den Frühling abwarten, der mache alles wieder gut — dann hob die gute Frau ein Geklage und Gejammer an über die Hartherzigkeit des Doktors, der ihr nicht einmal eine Flasche Medizin gönne, und über die Saumseligkeit des lieben Herrgotts, der mit dem Frühling so lange mache und doch genau wisse, wie's ihr in den Gliedern sitze.

Des Sonntags drückte sie ihre Nase fast flach an der Fensterscheibe, um zu sehen, wer im Dorfe noch gesund genug war, den Weg zur Kirche zu

unternehmen, denn es war ihr einziges Vergnügen, den Bekannten und Befreundeten ein „Grüß Gott“ von ihrer Höhe herunter zu rufen. Wehe aber, wenn eins oder das andere ausblieb!

„Herr Jesis im Himmel,“ hieß es an eben solch einem Sonntag, „i seh’ jo ’s alt Dortel nit — etzt hat sie’s am End’ bigot au ’packt —“

Als der Bläsi aus der Kirche kam, wo er das Amt des Meßdienens verwaltete und zugleich das des erkrankten Küsters, wartete die Mutter wie allemal mit einem halben Dutzend Aufträge auf ihn. „Iß, Büble, iß, und dann gehsch geh frage nach’m Dortel, ’s isch nit in der Kirch g’si, und i hab’ kei Ruh, wenn i nit weiß, ob nit ebbes mit’m isch; und dann gehsch zum Rosel und zum Marei, und vergißsch mer kei’s, und i bind der’s uf d’ Seel’, bring mer kei schlechti Nochricht heim, wie sel mol, wo der Peter g’storbe isch — i kann’s nimme vertrage, ’s laßt mi nit schlofe, wann i immer denke muß, daß i au nit helfe kann, und bi keim Begräbnis mit heule, und do obe hock wie a’g’nagelt.“

Der Bläsi, dessen zwölfjähriger Appetit in diesem Wirrsal von Jammer und Not nichts zu wünschen übrig ließ, wischte sich den Mund, stülpte die ge-

strickte Mütze über die Ohren — einen Mantel hatte er nicht, nur eine verwachsene Jacke, aus der seine Handgelenke hochrot herausleuchteten — und verließ die Stube. Draußen legte er sich auf seinen kleinen Handschlitten, streckte die Füße gen Himmel, schrie wie besessen vor Lust und sauste blitzschnell von der kleinen Anhöhe ins Thal hinab. Dann trabte er, die Fäuste in den Taschen, von Haus zu Haus.

Zur Zeit nämlich war der Bläsi eine der unentbehrlichsten Persönlichkeiten im Dorfe; er hatte zwar auch die Masern gehabt, aber es war von niemanden bemerkt worden, nicht einmal von ihm. Sein Aussehen veranlaßte vielmehr jedermann, so oft er sich sehen ließ, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen.

„Schau, Bläsi, du bisch so g'sund, du thusch mer g'wiß den G'falle!" hieß es allenthalben, und so war er immer im Schuß und nie verdrossen, denn alles kam ihm schöner vor als das Schulsitzen, und darum war er im Innersten seiner Seele recht erbaut über die Masern.

Es war Nacht, als er, blau vor Kälte, bei der Mutter eintrat. Sie holte sofort den Kaffee aus dem Ofen, der gehörig spuckte, und setzte den Laib

Brot dazu. „He nu," fuhr sie auf, da der Bläsi nicht sprach, „so red, i wart'!"

„Jo, Muetter, mußsch mer's aber nit übel nemme, denn i kann g'wiß nix defor," meinte er in seinen Kaffee hinein, „aber 's isch gester g'storbe, 's Dortel —"

„Jesis im Himmel," fuhr die Bäuerin auf, „hab' i der nit g'sagt, bring' mer kei schlechti Nochricht heim!"

„Freili," nickte Bläsi, mit beiden Backen kauend, „aber was soll i denn mache, wenn's halt doch g'storbe isch? Und e schöne Gruß und morge um elfi isch d' Leich —"

„So, so, morge um elfi, daß Gott erbarm, und im Dortel der ewig Friede schenk, Ame! Und sunst, Bläsi, wie schaut's sunst drunte aus, lebt no ebber?"

„Freili, 's sind grad no g'nüeg do, und bim Marei hän se bigot e Klei's kriegt — i hab' gli müsse in d' Stadt und der Doktor hole, und, was meinsch, Muetter, mitfohre hab' i derfe — sel isch emol luschtig g'si!"

Und der Bläsi schnalzte mit den Fingern.

„Hesch'm doch g'sagt, er soll ruffkomme?" fragte die Mutter.

„Nei.“

„Jo, was häner denn g'redt?“

„Nix.“

Die Bäuerin schlug die Hände zusammen: „Etzt hockt der Kerli e g'schlogene halbe Stund mit em Doktor z'samme und sagt em nix von mi'm Zustand! I hab' gute Luscht und schick di morge früh wieder in d' Stadt —“

„Morge früh hab' i kei Zeit,“ fiel ihr der Bläsi ins Wort, „i muß ins Holz, 's sind sechse von der Schul krank, do hän mer usg'macht, mir G'sunde, mer sorge for's Holz; 's isch überall usgange.“

„So isch's recht,“ sagte die Witwe, „helfet einand; i g'hör nit zu de Ärmste, aber der Winter setzt mer hart g'nüeg zu, etzt ersch de arme Lütt —“

„Jo, em Schorschle si Muetter hät g'sagt, sie verfriere fascht; etzt kriegt se morge 's Holz, und übermorge 's Mayerle's und hernoch 's Busche; Hunger hän se aber alle, soll i der sage —“

„I thu', was i kann,“ versprach die Mutter, half dem schlaftrunkenen Bläsi beim Ausziehen und deckte ihn bis über die Ohren zu.

„Halt, halt!“ schrie sie ihn an, „nur nit glei g'schlofe, z'ersch wird bet' —“

„Vadder unser," fing er an, seufzte tief auf und kam nicht weiter.

„Lieber Herrgott, nimm's em nit übel, er isch halt müed," entschuldigte ihn die Mutter und betete das Vaterunser an seiner Statt zu Ende.

Als der Bläsi am andern Morgen ins Holz ging, gab ihm die Mutter 's „Neunebrot" für seine sämtlichen Kamerädli mit; sie selber brachte ihre Zeit damit zu, für das neugeborene Enkelkind der Marei ein Kittelchen und ein paar Windeln hervorzusuchen, und als es zum Begräbnis der Dortel läutete, kniete sie auf den Stuhl am Fenster und sparte nicht mit ihren Beileidsthränen.

Des Nachmittags erlebte sie die Freude, Marei, mit einem Stock bewaffnet, den glatten Pfad zum Häuschen heraufklimmen zu sehen. Sie setzte sofort den Kessel mit Wasser aufs Feuer, so daß die Kameradin schon auf halbem Weg den Rauch aus dem Schornstein der Witwe steigen sah, und die Aussicht auf den guten Kaffee, der ihretwegen frisch gekocht wurde, erleichterte ihr das langsame Vorwärtskommen um ein Großes.

Droben in Gesellschaft der dampfenden Schüsseln ging's alsdann an ein weidliches Aussprechen; erst

mußte der böse Winter herhalten, der kein Ende nehmen wollte; dann kamen die eignen Leiden, an die sich die des ganzen Dorfes reihten, und nachdem man selbander über sämtliche Todesfälle geheult, erkundigte sich Frau Imle nach dem Enkelkind der Marei und holte Kittelchen und Windeln herbei.

„Herr Jesis im Himmel, i dank' der viel mol, du guti Seel', du guti, wann's nur au devo kommt," seufzte die Marei, „'s isch gar so e klei's zart's G'schöpfli; der Doktor sagt: d' Sonn', d' Sonn' wird's kräftig mache — aber wo isch se denn? Uf eimol verlischt's, und mer hän's g'sehne."

„Häner's scho täuft?" fragte die Imle.

„He jo, glei, nit daß's ebber stirbt und nit in Himmel kommt — "

„Wie häner's g'heiße?"

„Des kann i nit emol glei uf der erscht Augeblick sage — halte, jo, etzt hab' i's — Entewardele heißt's —"

„Was," wunderte sich Frau Imle, „der Name hab' i aber no nie g'hört; wie siner denn uf den komme?"

„He, em Lehrer si Großer heißt eso, und des hät mer allewil so guet g'falle —"

„Selbiger heißt aber Edewardele,“ mischte sich der fleißig Kaffee trinkende Bläsi in die Unterhaltung.

„Jo, jo, i sag's jo,“ stimmte die Marei bei, „'s isch schon so, Entewardele heißt er, und unser Herrgott schenk' uns endli der Frühling, daß mer alle g'sund wäre und uflebe.“

„Ame, ame,“ seufzte die Jmle.

Er kam aber nicht; jeden Morgen stand die Witwe an ihrem Fenster und schüttelte den Kopf über die starren Schneemassen.

„Jm Dörfle isch's bald wie im Grab,“ seufzte sie, „nit emol e Hündle sieht mer meh uf der Gass', nur der Bläsi isch allwil um der Weg —“

Eines Tages berichtete er: „Muetter, etzt sind mer nur no drei im Holz —“

Ein paar Tage später hieß es: „Etzt nur no zwei, Muetter —“

„Und etzt sind alle krank,“ hieß es zuletzt, „und i hab' müsse alles Neunebrot allei esse und alles Holz allei suche —“

Des Nachmittags holte die Witwe den letzten Sack Dürrobst herbei und händigte ihn dem Bläsi ein: „Etzt gehsch geh dine Kamerädli b'süche und gebsch jedem e Händlie voll, und dann frogsch au

glei wie's im Entewardele geht, und daß d' mer's weisch, bring jo kei schlechti Nochricht desmol mit heim, sunst kannsch di uf e Ohrfige g'faßt mache —"

Der Bläsi schaute sich draußen seinen Sack voll Dürrobst an und stopfte sich schleunigst alle Taschen damit voll und auch noch vornen die Weste, daß er wie gepolstert aussah. Alsdann trat er, den halbgeleerten Sack auf dem Rücken, den Rundgang bei seinen Kameraden an.

Bei seiner Rückkehr des Abends sah er so wenig vergnügt aus, daß ihm die Mutter mit drohender Gebärde entgegenrief:

„I will der's nit rote, daß wieder ebber g'storbe isch! —"

„He nei," gab er zur Antwort, „aber i hab' nit ei Bireschnitzle selber g'esse, und des kränkt mi —"

„Jo, worum bisch so ei'fältig g'si," sagte die Mutter, „hesch se jo alle uf em Buckel g'habt —"

„He jo," gab der Bläsi zu, „aber wie i zum Gustävle komm, hät er mi so duert, daß er in so 'me lumpige Bettle g'lege isch, daß i em zwei Händle voll Bireschnitz gebe hab'; dann bin i bim Johann g'si, und der hät so Hunger g'habt, daß i em halt au zwei Händli voll gebe hab'; und wie i zum

Meyerle komm, liege se bigot alle uf der Nose, und do hab' i halt in Gottesname glei 's ganz' Säckli dort g'lasse; bi der Marei aber hinterm Ofe, ganz im Duschtere isch 's Edewardele g'lege, mit eme Köpfli, so klei, daß mi's halt fürchtig duert hät — und uf eimol wie i 'rauskomm', hab' i nit e eizigs Bireschnitzle meh, und drum kränk' i mi —"

„Schau, Bläsi," tröstete ihn die Mutter, „Bireschnitzle giebt's wieder, aber wenn des Kind fort müßt von sine Eltere, so ebbes laßt sich nit verschmerze. I fürcht', i fürcht', for mi und 's Entewardele kommt d' Sonn in dem Johr z' spät, und i erleb's, daß mer uns im Himmel treffe —"

„He nei," wehrte der Bläsi, „sie hät jo heut scho e weng g'schiene, d'Sonn' —"

„Des isch nix," belehrte ihn die Mutter, „wann's nit rieselt und kracht aus alle Ecke und Ende, und nit dünstet und seufzt aus'm Erdbode 'raus, daß mer meine sollt, 's wollt einer, der begrabe isch, wieder uffstehe und lebendig werde; wann's nit durch d' Lüfte zwitschert und thut, als hätte alle Vögeli bigot e Räuschle trunke über Nacht, do isch 's no nix mit 'em Frühling, do hät er si Inzug als no nit g'halte —"

Und der Bläsi versprach:

„Weisch 'was, Muetter, morge isch Sonntig, do will i 's emol unserm Herrgott sage —“

Er machte sich am andern Tag besonders früh auf den Weg, seine kirchlichen Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit ins Werk setzend; da mußte das Meßgewand aus dem Schrank in der Sakristei geholt und fein sorglich für den Herrn Pfarrer über den Stuhl gelegt werden. Dann hatte er das Läuten zu besorgen und in sein eigenes Chorgewand zu schlupfen, dem er im Laufe der Jahre derart entwachsen war, daß er wie mit Storchenbeinen in seinem kurzen Röcklein dahertrabte.

An diesem Morgen lehnte der Bläsi, nachdem er seine Geschäfte erledigt hatte, schon fix und fertig angethan, unter der Kirchenthüre und starrte pfeifend in den Tag hinein. Drunten im Dörflein rührte sich noch nichts, droben bei der Mutter auch nicht. Er hatte sie von hier aus schon oft mit seiner hellen Stimme aus dem Schlaf geweckt, aber so wie die Sachen standen, ließ er's lieber bleiben.

„Bis es nit aus de Rinne runter rieselt, und aus 'm Erdbode dunstet, hät sie doch kei Freud am Ufwache,“ meinte er vor sich hin.

Mit eins riß er die Augen weit auf — war er denn taub, war er denn blind? Kam's nicht von allen Bergen geschossen in tosenden, wilden Bächen, glänzte nicht allenthalben die goldene Morgensonne in den hinschwindenden Schneemassen, sie verzehrend und versengend? Und aus dem Erdboden, dünstete es da nicht quellend auf, feuchte Nebel in die Höhen sendend, daß es knisterte und stöhnte aus allen Ecken und Enden wie tausendfaches Leben! Aus den kahlen Ästen aber — und das nahm dem staunenden Bläsi die letzten Zweifel — zwitscherten, schrieen und kreischten die Vögel in solch betäubender Weise, als hätten sie in der That sich in der Nacht ein Räuschlein getrunken.

„Herrgott, und alles schloft," alterierte sich der Bub, „und niemet weiß, was g'schehne isch!"

Wo um des Himmels willen sollte er zuerst hin, zur Mutter hinauf, oder ins Dorf hinunter? Nein, alle miteinander, mit einem Schlag sollten sie's erfahren, welch Wunder über Nacht geschehen.

Und der Bläsi eilte in die Sakristei, hing sich mit aller Macht ans Seil und fing an zu läuten, als ob es brenne. Noch war's nicht Zeit zur Kirche, deshalb das Erstaunen der Dörfler kein

geringes. Die Laden flogen auf, die Leute eilten auf die Gassen.

„Was isch g'schehe," hieß es, „'s läutet Sturm bigot — nuf, nuf zum Kirchle — Herr Jesis, was isch g'schehe?"

Der Bläsi aber schwang sich an seinem Seil auf das Gesimse der Sakristei und stieß das Fenster auf; über ihm brummte die Glocke, von allen Seiten kamen die Leute herbeigestürmt, aus dem Häuschen droben lehnte die Mutter, und alles schrie den Buben an:

„Bläsi, Bläsi, wo brennt's?"

Der streckte sein vor Eifer glühendes Gesicht weit aus dem Bogenfenster, deutete mit der Rechten in die zu Bächen gewordenen Schneemassen und jubelte es laut in die Welt hinaus:

„Er isch do! er isch do! der Frühling isch do!"

Auch ein Jubiläum.

Die Gerechte und Ungerechte bescheinende Sonne nahm keinen Anstand, ihre letzten feurigen Strahlen in das hohe vergitterte Fenster eines schuppenartigen Gebäudes zu senden, das die Inschrift Gefängnis trug; sie stieg ohne Scheu in den kahlen schmalen Raum hinab, wo Pritschen längs der Wände standen. In der Mitte, auf einem Tisch, befand sich eine wackelige Bank, die jeden Augenblick umzukippen drohte; darauf saß ein merkwürdiger, auf dem unsicheren Sitz höchst geschickt balancierender alter Kerl, aus dessen Lumpen da und dort die Blößen eines sehnigen Knochengerüstes hervorsahen.

Der alte Geselle trug einen Kranz von Stroh um das weiße verwilderte Haar, er hielt eine Schnapsflasche in der Hand, mit der er heftig in

der Luft herumgestikulierte. Sobald er selber einen Schluck gethan, rief er: „'s Maul auf!“ worauf vier unschierige Gesellen in die Höhe schnellten und sich stießen und drängten und die Mäuler aufsperrten wie junge Vögel in ihrem Nest. „Schöne Halunkengesichter,“ lachte der Alte, „ein Staat für die menschliche Gesellschaft — pfui Teufel! denn ich hab' die Tugend immer geliebt.“

Ein rohes Gelächter tönte ihm entgegen, aber niemand widersprach, als er erklärte: „Heut' hab' ich 's Wort!“

„Freilich,“ hieß es, „und den Schnaps dazu.“

Der Alte lächelte pfiffig.

„Und was nicht noch?“ sagte er, sich erhebend, und zeigte an sich hinunter: „Was hat da nicht Platz! Alle Tage dank' ich dem Himmel für meine beträchtliche Länge und gottgesegnete Dürre, denn ich bin immer ein dankbares Gemüt gewesen. Außerdem aber“ — er deutete mit dem Daumen nach der Thüre — „er und ich stehen auf dem guten Fuße freundschaftlicher Gesinnung; ich bin Stammgast hier im Haus, da beliebt er ein Aug' zuzudrücken, besonders weil ich ihm einmal 's Leben gerettet, als ein besonders wilder Herr Staatsgefangener

ihm an den Kragen wollte. Seither geb' ich ihm dann und wann einen guten Rat, und er ist zutraulich wie ein Kind; er weiß, Fluchtversuche sind meiner Seele fremd. Freilich, 'was anders ist's mit solch hergelaufenem Pack wie ihr —"

„Oho!" hieß es, und der Dickste der Gesellen behauptete: „Ganz feine Kerle sind wir!"

„Jedenfalls Glücksvögel," fiel ihm der Alte ins Wort, „denn heut' habt ihr's gut getroffen — schaut mich an, heut' feiere ich mein sechzigjähriges Dienstjubiläum! Respekt vor dem Mann!"

Sie schrieen laut auf, warfen ihre Mützen in die Luft und grinsten den Alten an, der da oben thronte, und dessen Strohkranz die eindringende Sonne in eine Flammenkrone verwandelte.

„Hochangesehene Mitgenossenschaft! Heute vor sechzig Jahren, den 20. Juli 1833, betrat ich zum erstenmal jene staatlichen Gebäulichkeiten, denen ich, obgleich die Einrichtung immer noch bequemer werden dürfte, mein ganzes Leben mit seltener Treue anhänglich geblieben bin. Über die Laufbahn meines Daseins kann ich den anwesenden Herrschaften durchaus nur Rühmliches berichten, indem ich die Geographie und Länder- und Völkerkunde zumeist barfüßig von

einem Zipfel meines Vaterlandes bis zum andern betrieben, auch viel zur Gemeinnützigkeit beigetragen durch meine Person, indem allerlei Mißstände in der menschlichen Gesellschaft und deren Sicherheit aufgedeckt worden sind, auf welche die gelehrten Herrn vom Staatswesen niemals von selbst verfallen wären. Der Umstand meines ungeheuren Respekts vor der Arbeit hat mich früh zum genügsamsten Menschen gemacht, so daß ich mich von weiter nichts, als der Unvorsichtigkeit und dem Überfluß der menschlichen Gesellschaft nährte, wobei ein bescheidener Mensch durchaus bestehen kann, wenn ihm nicht gerade viel an der neuesten Mode gelegen ist. Aber eitel bin ich nie gewesen; das sauberste Kleid, das ich jemals auf dem Leibe trug, war selbiges, das ich anhatte, als ich mit vierzehn Jahren von der rohen Staatsgewalt aufgegriffen und ins Loch gesteckt wurde. Ein schöner blauer Stoff war's, meine Mutter hat ihn ausgesucht; der Schneider nahm mir 's Maß, und wie er den Anzug bringt, und ich schlupf' hinein, da ist er schon an allen Ecken und Enden um eine halbe Ell' zu kurz. Da haben wir alle drei gelacht, der Schneider, die Mutter und ich. Und sie ging mit mir zum Meister, zu dem ich in die Arbeit sollt'

und sagt' ihm: ‚Nicht daß Er meint, ich hab' nichts an den Buben gewandt, aber was der am Morgen anzieht, hat er schon am Abend ausgewachsen.‘

‚Oho,‘ hat der Meister gesagt, ‚wo will das 'naus!‘ Darauf nahmen mich die Herren Gesellen in eine angesehene Gesellschaft mit, wo gespielt wurde, und von da marschierten wir schnurstracks ins Loch; damals eine neue Gegend für mich, daß ich mich auf eine Pritsch' hab' geschmissen und geglaubt, die Welt geht unter.

Fand aber eine lustige Gesellschaft beisammen, die mich auslachte und mir gute Lehren gab, daß ich als gemachter Mann in jene Bahnen lenkte, die der Staatskörper als unehrliche zu bezeichnen beliebt. Wer sonst hat mich denn hineingetrieben als er! Setzt einmal eins von euren Küchlein da 'rein, ihr weisen Herrn, und schaut zu, ob ihr noch ein sogenanntes brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft —“

In diesem Augenblick klirrte draußen der Schlüssel, der Redner ließ seine Flasche wie der Blitz in seinem Rockärmel verschwinden, und die Männer schauten neugierig nach der Thüre. Es wurde aber nur eine schmale Spalte geöffnet, und herein flog ein laut

heulendes struppiges Etwas von einem Menschen, ringelte sich wie eine Katze auf der nächsten besten Pritsche zusammen und schluchzte, daß sein ganzer Körper bebte.

Der alte Mann stemmte die Ellenbogen auf die Knie, sprach ein gedehntes „Merkwürdig — ganz merkwürdig" — zwischen seinen Fingern heraus und schaute das zuckende Häuflein Lumpen mit einer Aufmerksamkeit an, als habe er nie in seinem Leben etwas Ähnliches gesehen.

„Dummer Teufel," rief einer der Männer nach der Pritsche hin, „halt's Maul, der Alte giebt dir einen Schluck, dann wirst schon lustig werden. Her mit der Flasche!" wandte er sich an den auf dem Tisch.

Allein der Alte rührte sich nicht, sondern fuhr fort auf den einen Punkt loszustarren, daß den Männern die Geduld ausging.

„He, du," hieß es, „vorwärts!"

„Still!" — der Alte streckte den knöchernen Zeigefinger gebieterisch aus — „Du dort, von der Pritsch' herunter und hierher!"

Aus dem Bündel Kleider wandte sich ein schmales, thränenverschmiertes Antlitz langsam dem Sprecher

zu, und als dieser mit einem kräftigen Schütteln des Zeigefingers sein „Hierher“ wiederholte, stand auch schon das hungrigste Exemplar eines weidendünn aufgeschossenen Buben genau an der bezeichneten Stelle und schlotterte mit den Knieen.

„Was hast du verbrochen?“ fuhr ihn der Alte an.

„Bettelt,“ heulte der Bub.

„Und was noch?“

„Da hat der Herr, der Herr hat gesagt — ich sei gesund, hat er gesagt —“

„Und dann?“

„Dann bin ich halt aus dem Kittel geschlupft — so —“

Der Bub fuhr blitzschnell mit dem linken Arm aus dem Ärmel und knöpfte den Kittel darüber zu.

„Hab' nur einen Arm, hab' ich gesagt —“

„Und da ist er um den Weg gewesen?“

Der Alte zeigte mit dem Daumen nach der Thüre, und der Bub verstand sofort und nickte.

„Dummer Teufel,“ lachten die Männer auf, worauf sie der Alte mit einem „Still, wer lacht da?“ anfuhr. „Zum Heulen ist so ein schwarzer Sünder, der sich bereits in seinen blutjungen Jahren um seinen ehrlichen Namen bringt. Hast gewiß eine Mutter, du Hund?“

„Ja."

„Und am End' einen Vater auch?"

„Ja."

„Du niederträchtiges Exemplar menschlicher Gesunkenheit — warum hast du gebettelt, Kerl?"

„Sie halten mich so kurz daheim, ich hab' immer Hunger."

„So arbeit' — wer essen will, muß arbeiten."

„Ich bin ja Speisbub beim Herrn Maurermeister Haberle, aber die Mutter nimmt mir 's Geld weg, weil wir so viele kleine Kinder haben —"

„Was!" — der Alte schüttelte ihn, daß er mit einem lauten Gekreische in die Kniee brach — „schau einer das miserable Gewächs der menschlichen Gesellschaft, hat schon schönes Geld verdient und bringt sich da, mir nix dir nix, um den Segen der Arbeit. Denn wer einmal gesessen, dem thut sich so leicht keine Thür mehr auf, er mag anklopfen, wo er will. 's Pritschenheim ist seine einzige Zuflucht, und, wo er sich sehen läßt, schaut man ihn an wie den seligen Kain, der seinen Bruder Abel erschlug."

„Will's nimmer thun," schluchzte der Bub, sich vor Zerknirschung krümmend.

„Der Esel nimmt's für Ernst," lachte einer der

Männer, und ein andrer meinte: „Jetzt hör' auf, Alter, man glaubt ja sonst, man wär' in der Kirch' —"

Die Sonne hatte sich inzwischen empfohlen, die Ecken des Gelasses im Dunkel lassend und den alten Lumpenhelden seines Glanzes beraubend. Er stieg von seinem Thron herunter und warf den Strohkranz in einen Winkel.

„Noch eine Stund' bis zur Wassersupp'," murmelte er, mit einem Blick nach dem Fenster, „hernach darf's nimmer laut hergehen, denn in der Hausordnung kenn' ich keinen Spaß; es muß jeder Mensch auf seine Reputation halten. Nur hübsch Geduld, meine Herrn, das Festmahl wird im Augenbick serviert werden, zuerst muß nur der da ein Unterkommen haben."

Er bückte sich, nahm den noch immer auf dem Boden kauernden Buben hinten beim Kittel und trug ihn zur entferntesten Pritsche hin, wo er ihm das Gesicht gegen die Wand drückte.

„So bleibst liegen," befahl er, „und nicht umgeschaut, sonst kannst du dir deine miserablen Knochen im ganzen Land zusammensuchen."

Der Bub muckste nicht, und der Alte begab sich zu den Gesellen, die ihm erwartungsvoll entgegen-

schauten. Er lachte, steckte die Hände in die Taschen und zog sie wieder leer heraus. Dies that er ein paarmal, ließ die Männer voller Wut über sich losfluchen und zog dann ganz gelassen erst zwei Schnapsfläschen aus seinen Lumpen und dann einen Schinken. Jubelnd wollte sich die Bande über das unverhoffte Mahl hermachen, allein der Alte stellte sich, mit beiden Händen abwehrend, breit vor den Tisch hin: „Nix da, erst aufgepaßt — wenn nämlich einer sein Jubiläum feiert, so ist das gewissermaßen für ihn sein Ehrentag — an diesem Tag aber“ — er dämpfte seine Stimme und deutete mit dem Daumen nach der Pritsche, wo der Bub lag — „an diesem Tag soll's dem dort nicht just gehen, wie mir's vor sechzig Jahren in meinem saubern blauen Rock 'gangen ist, den mir die Mutter ausgesucht. Drum 's Maul gehalten, ihr Herrn, und anständig gered't — justament in der Manier zum Beispiel, als wär' ich ein Graf und ihr lauter vornehme Herrn, denn für die hab' ich mich immer besonders interessiert.“

„Teufel noch einmal,“ schrie der Dicke, „wenn du der Graf sein willst, bin ich der Rittmeister, denn so einer kann fluchen, daß ich mich gar nicht genieren brauch'.“

„Ich kann meinetwegen den Baron machen,“ erklärte der neben ihm, „dann bin ich gerad' so viel wie du.“

„Und ich bin der Freiherr,“ schrie der dritte.

Jetzt war noch ein einäugiger, listig aussehender Kerl übrig, der betrachtete sich die neuen Adelsbrüder mit einem überlegenen Lächeln und erklärte: „Ihr seid alle Hungerleider, ich bin der Kommerzienrat, der 's Geld hat.“

„Er wird angepumpt,“ schrieen sie alle durcheinander, worauf er seine leeren Taschen zuhielt und sich verschwor: „Keiner kriegt 'was von meinen Millionen!“

Während dieser Unterhaltung hatte man auf der wackeligen Bank und auf dem Tisch Platz genommen, und die Flaschen machten die Runde.

„Ich bitt' die Herrschaften um Entschuldigung,“ sagte der Graf, „aber mein Ochs von einem Diener hat mir heut' früh sämtliche Gläser hingeschmissen.“

„Der Diebskerl wird sie gestohlen haben,“ meinte der Baron.

„Still, jetzt kommt zuerst die Hauptsach',“ überschrie ihn der Rittmeister, „der Jubelgreis soll leben! Sie sind ein Staat von einem Kerl, Herr Graf

— wo hast du eigentlich den prächtigen Schinken gestohl —"

„Pfui Teufel, Rittmeister," fuhr ihm der Alte ins Wort, „lassen Sie mich nicht Ausdrücke vernehmen, die meine hochwohlgeborenen Ohren beleidigen! Kannst du, Lümmel, nicht ein einzigesmal in deinem Leben ein vornehmer Herr sein?"

„Ja, 's fällt ihm schwer," gab der Freiherr zu, „ich kann's bezeugen, daß er's wenig nobel treibt, denn ich hab' einmal eine Zeit lang Handlangerdienste mit ihm —"

„Ein Freiherr!" fiel ihm der Alte ins Wort, „Sie vergessen, daß Sie auf Ihrer Bärenhaut liegen und ganz famose Pfeifen rauchen."

„Ja, richtig, ganz famose," nickte der Freiherr und brach in ein solches Gelächter aus, daß die wacklige Bank umkippte; da lag er mit dem Baron und dem Rittmeister auf der Erde, und der Kommerzienrat rieb sich die Hände und sprach: „Geschieht ihm recht, dem hochmütigen Gesindel!"

Gleich wollten ihm alle drei an den Kragen, als plötzlich eine dünne Stimme mitten in den Lärm hinein schrie: „Ich hab' auch Hunger!"

„Was hat der Kerl," begehrte der Alte auf, „was untersteht sich der Missethäter?"

„Nun, er möcht' halt auch 'was," meinte der Rittmeister und langte nach einem Stück Schinken.

„Halt da," unterbrach ihn der alte Mann, „an meinem Jubiläum speisen nur anständige Leute mit, der dort aber ist ein Bettler und Preller."

„Ach was, dummes Zeug," beharrte der Rittmeister, „man hat doch auch ein Herz."

Er wollte abermals zulangen, da schlug der Jubelgreis auf den Tisch, daß die Flaschen taumelten: „Ich sag', für Sünder giebt's nix, und damit fertig!"

„Na, und was sind denn wir?" fragte der Rittmeister.

„Wir sind eine hochangesehene Gesellschaft von Männern aus dem Geschlecht derer —"

„Mit langen Fingern," wollte der Rittmeister sagen, allein der Alte hielt ihm mit einem raschen Blick auf den Buben den Mund zu: „Was ist ausgemacht?"

„Herrgott!" begehrte der Rittmeister auf, „mir ist ganz unwohl von dem Anstand —" und er suchte sich durch ein Schelmenlied zu erleichtern.

Aber auch damit hatte er kein Glück, indem ihm der alte Mann ohne Umstände den Rest einer Schnapsflasche in die Gurgel leerte.

Hierauf wischte er den Tisch mit dem Ellenbogen ab und barg die Flaschen und den Schinken da, wo er sie hergenommen. Als nach einer Weile der Freiherr und der Baron von der Bank kollerten, und den vor sich hinstierenden Kommerzienrat an den Füßen mitnahmen, legte der alte Mann noch den Rittmeister dazu, worauf sich keiner mehr rührte und alle schnarchten.

Sodann begab sich der Greis in jene halbdunkle Ecke, wo der Bub lag und beim Anblick der mächtigen Gestalt, die sich über ihn beugte, von neuem zu zittern anhub.

„Du Kanaille,“ sprach der Mann und stemmte die Arme in die Seiten.

„Ich hab' aber doch nicht — allein 'was gethan,“ stotterte der Bub.

„Doch, du allein, denn es giebt jetzt kein trostloseres Geschöpf für den Himmel, als du eines bist; an uns ist er schon gewöhnt. Also drum auf die Kniee, Satansbrut, und sag' dein Nachtgebet.“

Der Bursche schnellte auf, faltete die Hände und betete mit einer Stimme, als gedenke er damit die Mauern des Gefängnisses zu durchdringen, das Vaterunser. Der Alte stand daneben, mit auf dem Rücken

gefalteten Händen, und so oft der Bub das Amen sprach, befahl er: „Noch eins“ — und das Vaterunser wurde von vorne angefangen.

So traf sie der Gefängniswärter und zugleich Ortspolizist, als er mit der Wassersuppe kam, und obgleich er und der Alte sich einer langjährigen Bekanntschaft erfreuten, beim Beten ertappte er den Stammgast zum erstenmal.

„Potz Blitz,“ sagte er, seine Suppe auf den Tisch stellend, „da geht's ja merkwürdig her.“

Der alte Mann warf dem Sprecher einen verächtlichen Blick über die Achsel zu: „Man thut, was man kann, um die Dummheiten einer hohen Obrigkeit . . .“

„Alter, wahr' deine Zunge,“ unterbrach ihn der Gefängniswärter.

„Oder ist's gescheit, ein Kind dieses Alters zu uns alten Knaben zu sperren? Wenn wir uns nun nicht musterhaft aufgeführt hätten? Heut' sind's nämlich zufällig sechzig Jahr, daß mich so ein amtliches Indiviehdumdum —“

„Mensch!“ fuhr der Polizist auf.

„Bitt' um Entschuldigung, wenn mir die ausländischen Fremdwörter nicht ganz landläufig sind,

aber ich könnt' ihn noch malen, den, der mich ins Loch abgeführt und meine vierzehnjährige Unschuld dem Laster einer verdorbenen Gesellschaft anvertraut hat. Möcht' nicht mit ihm tauschen, heut' noch nicht, obwohl ich in Lumpen geh', denn ich hab' keine Seel' auf dem Gewissen, bloß ein wenig Naturalienverpflegung, was man so für den täglichen Appetit braucht, und die dazu gehörende Anfeuchtung."

„Ja, ja, wenn man Ihn hört," lachte der Gefängniswärter.

„Wohl, thu' Er's einmal und hör' er auf mich, thu' Er mir zu meiner sechzigjährigen Jubiläumsfeier den Gefallen! Die meisten Jubelgreise erhalten an diesem Tag einen Orden, und man tischt ihnen Champagner und Braten auf; ich verzichte großmütig auf diese herkömmlichen Auszeichnungen, was ich mir wünsche, ist näher liegend —"

Er griff mit der Rechten nach der Pritsche, packte den Buben auf und legte ihn wie ein Bündel Stroh vor den Polizisten hin: „Gebt den frei; es ist just kein schönes Geschenk, das ich mir da ausgesucht, aber Gott weiß, ich hab' einmal den Narren an diesem Meisterstück der Schöpfung gefressen. Er

kann mir den Wunsch schon erfüllen; denn Er weiß recht gut, ich hab' Ihm —"

„Ja, ja, um Gottes willen, die alte Lebensrettung," fiel ihm der Wärter ins Wort, „was hat Er nicht schon alles darauf hin gesündigt."

„Weil ich's halt hoch anschlag', Sein Leben," meinte der Vagabund, „nein, laß Er's nur bleiben, das Kopfschütteln, die Anzeig' wird ja doch erst morgen früh beim Bürgermeister gemacht, also ist die Sach' gar kein Unternehmen. Wenn aber die Kerle dort aufwachen, ist's um das Seelenheil des Buben heut' nacht geschehen; schaut her," — er zog den Schinkenknochen aus seinen Lumpen — „hab' ihnen die Mäuler gestopft so lang der Braten anhielt, mit dem Knochen richt' ich nix mehr aus, drum laßt den Buben laufen, so lang's noch Zeit — wie man so einem seine Sünden austreibt, will ich Ihm gleich einmal vormachen — komm her, mein Herzchen —"

Und der Alte nahm den Buben beim Kragen, warf ihn auf die nächste Pritsche und begann ihn so entsetzlich durchzubläuen, daß er wie am Messer brüllte, während der Beamte sein möglichstes that, den Schlägen Einhalt zu thun.

Es gelang ihm aber erst, nachdem der Bub seine

Tracht weg hatte und wimmernd dalag und kein Glied mehr rührte.

„Du verfluchter Kerl," schrie der Diener der Gerechtigkeit den Lumpen an, „jetzt hast du mir ihn lahm geschlagen!"

Der Alte lachte: „Gebt acht, wie der noch laufen kann, wenn man ihm die Thür aufmacht!"

Und eh' sich's der Wärter versah, war ihm der Schlüssel aus der Hand genommen, und im nächsten Augenblick stand die Thüre offen.

„Fort mit dir!" schrie der Lump den Buben an, „gieb ihm noch schön die Patsch, dem dort — und bedank' dich und versprich ein braver Mensch zu werden — auf Ehr' und Seligkeit —"

„Auf Ehr' und Seligkeit," stieß der Bube in schluchzenden Lauten hervor, dieweil ihm der Alte in jede Hosentasche mit Müh' und Not ein Stück Gefängnisbrot zwängte. — Dem Polizisten aber dämmerte es mählich, daß das jammervolle Kerlchen da mit seinem hohläugigen Hungergesicht und seinem Rücken voller Schläge in der That seine Sünden abgebüßt haben könne.

„Marsch!" sagte er und schritt zur Thüre, sich seines Schlüssels bemächtigend.

Der Jubelgreis stieß ein kurzes Lachen aus, in seinen Augen blinkte es seltsam.

„Auf Nimmerwiedersehen," schrie er den Buben an und beförderte ihn mit einem Tritt über die Schwelle des Gefängnisses. Hierauf schob er flugs den Tisch an die Wand, stellte die Bank hinauf und sah von da oben, das Gesicht gegen das eiserne Fenstergitter pressend, dem seiner Haft entlassenen Buben nach, der wie ein Wiesel über die Stoppelfelder eilte.

Der „Gascht“.

So oft ein Zug in den menschendurchwogten Bahnhof von Appenweier einfuhr, stürzten zwei Bäuerinnen mit allen Zeichen einer kopflosen Aufregung der schnaubenden Lokomotive entgegen. Früh am Nachmittag waren die beiden — Mutter und Tochter — aus ihren Bergen im Renchthal gekommen.

„He Sie!“ hatte sich die erstere an den mit bärbeißiger Wichtigkeit dreinschauenden Portier gewandt, „mer kriege a Gascht — ’s isch a kinschtliche Herr, er will mit ’m Sechsezüeg komme, het er g’schriebe.“

„Mit ’m Sechsezug!“ brauste der Mann auf, „jetzt isch’s erst viere!“

„He jo, aber ’s Meidele het Angscht g’ha, mer kumme z’ spot,“ entschuldigte sich die Bäuerin, „mer

hän 'en z' Karlsruh kenne g'lehrt bim silberne Hochzitfescht vom Landsvadder, mer sin durt an Ihna vorbig'fohre, wissen er's nimme? — der Vadderle isch no debi g'si —"

„Offenburg, Niederschopfheim, Dinglingen, Herbolzheim, Kenzingen, Emmendingen, Denzlingen, Freiburg — einsteigen!" unterbrach der Portier den Redefluß der Bäuerin, „und ihr setze euch jetzt auf die Bank dort und rühre euch nit von der Stell', bis ich's sag' — verstandez-vous?"

„Jo, jo," nickte die Alte und nahm das etwas abseits stehende Mädel bei der Hand, worauf sie sich gehorsam auf der nächsten Bank niederließen, erst den dunkelroten Rock fein sorgsam in die Höhe nehmend, um sich auf den zweiten — hochroten zu setzen. Kaum jedoch fuhr der nächste Zug in die Halle ein, sprangen die Bäuerinnen schon wieder in die Höhe und auf und davon; sie kannten kein Hindernis, schieden die engsten Familienbande, stiegen unerschrocken über die höchsten Gepäckberge und nahmen nicht Anstand, die unerlaubtesten Geleise zu betreten, der Portier mochte hinter ihnen her schreien, so laut er wollte.

Endlich wurde es ihm aber doch zu bunt, als

die Alte absolut in einen Gepäckwagen eindringen wollte.

„Auf euern Platz zurück!“ herrschte er sie an, „oder —“

Allein die Drohung wurde nicht ausgesprochen, im Gegenteil, die wütende Miene des Mannes nahm plötzlich einen ganz unvermittelten Ausdruck der Sanftmut an, und seine, an lautes Schreien gewohnte Kehle machte einige vergebliche Versuche, liebevolle Töne hervorzubringen.

Vor ihm stand nämlich das „Meidele“, das sich bisher in respektvoller Entfernung von dem Gestrengen gehalten, nun aber schauten ein paar Augen zu ihm auf, die den ganzen Mann verwandelten.

„So, so,“ sprach er, „jetzt setzt euch brav, ihr Leutle, und verlaßt euch drauf, ich ruf', wenn's Zeit isch — ihr hänt jetzt noch a ganze Stund' — Herrgott, isch des a schön's Meidle!“ murmelte er vor sich hin, indem er sich wiederholt mit dem Ausdruck rückhaltloser Bewunderung nach dem jungen Geschöpf umschaute.

Sie bemerkte es nicht, sah überhaupt nichts von dem lebhaften Getriebe rings umher; ängstlich die Hände über der blauschillernden Schürze gefaltet,

saß sie da, die Füße in den ausgeschnittenen Schuhen ein wenig vorgestreckt, ein Bild der schüchternsten Anmut, an dem keiner vorüberging, ohne noch einmal schleunigst umzukehren, um dem holden Kind unter den mit roten Wollballen beladenen Strohhut zu blicken.

Endlich aber schlug es sechs, und die mühselig Harrenden sollten belohnt werden. „Na, in Gottesnamen, da kommt er!“ wurde ihnen verkündet, worauf sie alsbald wie zwei aufgescheuchte Hühner dem Zug entgegen rannten und wieder zurück, ohne in ihrer Aufregung auch nur das mindeste zu sehen.

Aber sie waren gesehen worden; es stieg einer aus mit leicht gewelltem Blondhaar, auf dem ein kühner Filz thronte; der schwarze Sammetrock und der auf das Reisekofferchen aufgeschnallte Kasten machten es vollends unmöglich, den „kinschtliche Herr“ zu verkennen. So nahm er denn sein Gepäck auf und rannte aus Leibeskräften den eben an ihm vorbeistürmenden Weiblein nach; unten am Zuge machten diese kehrt, und so geschah's, daß sie mit aller Macht mit dem Jüngling zusammenstießen; aber die Freude war unbeschreiblich.

„Christin,“ rief er aus, und sein bartloses

Gesicht erglühte wie eine Rose, „ist's denn wirklich wahr?"

„Jo, jo," flüsterte sie, und schüttelte seine ausgestreckte Rechte.

„Jez nümme g'schwind," mischte sich die Bäuerin in das Glück der beiden, „mer min istige z' Oppenau, 's isch d' höchst Zit."

„Aber was denken Sie," rief der junge Mann aus, „wir haben fast noch drei Viertelstunden Zeit, wir können hier noch ganz gemütlich zu Abend essen."

„Des wär' no schöner," entrüstete sich die Bäuerin, „daß mer geh der Züeg verfehle, un 's Vadderle d'heim in Aengschte läbt — mir stige i!"

Sie nahm ihre Christin bei der Hand, und dem jungen Mann blieb nichts anderes übrig, als mit seinem Gepäck hinter ihnen her zu trollen.

Der Zug nach Oppenau stand allerdings an Ort und Stelle, aber das Einsteigen war noch nicht erlaubt. Ein paar Minuten fand sich die Bäuerin ganz brav in das Verbot, indem sie sich kerzengerad vor einen Wagen dritter Klasse aufpflanzte. Mit einemmal aber überkam sie die Angst, das ihr durchaus unheimliche Zugwesen möchte ohne sie davonfahren, und im nächsten Augenblick stand sie auf dem Wagen-

tritt und riß die Thür auf. Ein wutschnaubend herbeieilender Schaffner brachte die Frau von ihrem Versuche ab, den sie jedoch noch ein halbes dutzendmal wiederholte, bis es schließlich Zeit war und sie einsteigen durfte.

Die jungen Leute nahmen einander gegenüber, am Fenster, Platz, und der Maler dachte, jetzt wird man doch endlich einmal ein paar Worte mit einander reden können, und die Alte zufrieden sein. Aber das war fehlgeschossen, die Bäuerin war noch nicht zufrieden, das Reisen erschien ihr überhaupt kein Zustand, mit dem sich eine Sache wie Zufriedenheit vertrug. Kaum hatte sich der Zug glücklich in Bewegung gesetzt, als sie auch schon mit dem halben Leib zum Fenster hinauslehnte, ohne alle Rücksicht für die beiden jungen Menschen, die sie fast erdrückte, und zu zetern anhob:

„Sie, he Sie, Ma, isch's denn au g'wiß der rächt Zug z' Oppenau?"

Zwei Schaffner eilten gleichzeitig auf das Geschrei der Frau herbei; als sie erfuhren, um was es sich handelte, schleuderte ihr der eine voll Hohnes die Antwort zu: „'s giebt ja nur einen Zug nach Oppenau — zum Donnerwetter!"

„Das macht nix," sprach sie, „'s könnt doch a andre si —"

Darauf saß sie still, aber nur zehn Minuten lang, bis zur nächsten Station, die sie durchaus für Oppenau hielt und aussteigen wollte — ein Manöver, das sie, so oft der Zug hielt, wiederholte, und wobei sich der Schaffner und der Maler umschichtig heiser schrieen.

In Oppenau wandte sich der junge Herr mit der Frage an die Bäuerin, ob ihr jetzt nicht vielleicht ein Imbiß gefällig sei."

„Mer hän scho ebbis obe," lautete die Antwort, „un 's Vadderle wart'."

Damit bemächtigte sie sich ohne weiteres seines Gepäcks und schritt voraus, eine ganz andere jetzt, daß sie ihren Heimatboden unter den Füßen hatte. Die jungen Leute folgten ihr; der Abend war wunderschön, auf den Spitzen der Berge ruhten die Strahlen der untergehenden Sonne. Die Wanderer verließen die staubige Landstraße, und der Wald nahm sie auf mit seinem kühlen Schatten und sprudelnden Bach, der lustig bergunter schoß. An seiner Seite ging's in die Höhe, ein schmaler, steiniger Weg, über dem sich die Zweige der Bäume zur lichten Decke wölbten.

„Christin,“ seufzte der junge Mann so recht aus Herzensgrund, „ach, Christin —“

„Los', Meidele,“ fuhr die Bäuerin in demselben Augenblick herum, „batte mer go e Rosekränzle zur Muttergottis, daß mer des Isebahfohre glückli überstande hän.“

„Jo, Muetter,“ sagte das Mädchen, holte den Rosenkranz aus der Tasche, küßte ihn andächtig und schloß sich dem lauten Beten, der vor ihr herschreitenden Alten an.

Der Maler, auf das innigste erbaut von dem anmutigen Bildchen an seiner Seite, hätte am liebsten gleich sein Skizzenbuch hervorgeholt, allein dazu war's nicht mehr hell genug und der Weg zu schlecht.

Inzwischen aber zog sich die Andacht der Frauen dermaßen in die Länge, daß der junge Herr, nach einigen vergeblichen Versuchen, die Aufmerksamkeit Christins auf sich zu ziehen, schließlich den Gekränkten zu spielen begann und, Gräser rupfend, zurückblieb. Nachdem ihm so eine kleine halbe Stunde zur Ewigkeit geworden, steckten die Frauen ihre Rosenkränze wieder in die Taschen, und er beeilte sich, an Christins Seite zu kommen.

„Aber,“ sagte er im Tone des Vorwurfes,

„keinen einzigen Blick haben Sie die ganze Zeit über für mich gehabt.“

Worauf sie die ihn etwas verblüffende Antwort gab:

„Unser Herrgott verstoht kei G'spaß.“

Außerdem war der Weg nicht gerade für innige Zwiegespräche eingerichtet; immer steiler ging's aufwärts, die Steine kollerten ihnen unter den Füßen weg, und der junge Mann mußte den Blick krampfhaft auf die weißen Hemdärmel der vor ihm herschreitenden Bäuerin heften, um von den fahlen Streiflichtern, die der Mond über den Weg warf, nicht irre geleitet zu werden; denn neben ihnen ging's jäh in die Tiefe, aus der der wild tosende Bach wie ein Silberstreifen heraufglitzerte.

„Ihr wohnt scheint's etwas weit oben?“ keuchte der erschöpfte Jüngling in einem Ton, der notdürftig scherzhaft klang.

„Uüser Hof isch der höchsti,“ lautete des Mädchens Antwort, „'s isch numme no a klei's Stündli.“

Der junge Mann unterdrückte einen Seufzer und hatte in der nächsten Zeit Gelegenheit, allen Respekt vor diesem sogenannten kleinen „Stündli“ zu bekommen; es schien ihm kein Ende nehmen zu wollen.

Gerade als es um seinen Mut am schlimmsten stand, ließ sich das Bellen eines Hundes vernehmen, und einige Minuten darauf blinkte ein Lichtstrahl oberhalb des Weges durch die Bäume. Es war zwar nur das Licht einer Stalllaterne, hinter der sich die breitspurige Gestalt des Bauern aus dem Dunkel hob, aber dieser Anblick genügte, sämtliche zusammengeknickte Lebensgeister des Künstlers wieder auf die Beine zu bringen.

Drinnen, im tiefdachigen Bauernhof, welch ein Anblick für das Malerauge! Diese dunklen Schatten in den Ecken der Stube, der mächtige, glänzende Kachelofen, und das bißchen Licht mitten auf dem Tisch, wo ein Laib Brot lag und ein ungeheurer schwarzer Speck.

Und nun rutschte auch noch gar das Meidele, nachdem es Hut und Tuch abgelegt, an dem Gast vorbei, gerade in den Herrgottswinkel hinein, wo das Bild des Gekreuzigten thronte, zu dessen Ehren rings die Fensterchen in hochrotem Nelkenflor prangten.

„Ja wohl, ja wohl," jubelte es in des jungen Mannes Brust, „fort aus den Städten, ihr Künstler, in diesen Bauernhütten ist allein unser Heil zu finden!"

Daß die Luft in dem niedrigen Raum äußerst dumpf und schwül war, bemerkte er fürs erste nicht — vor Freuden, am Ziel zu sein, und vor Hunger und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Inzwischen schnitt der Bauer ungeheure Stücke Brot vom Laib und belegte sie mit mächtigen Speckschnitten samt der Schwarte; hierauf holte er einen Krug vom Schaft und ein Glas, das er vollschenkte; nachdem er einen Schluck genommen, hielt er's dem Gast hin mit den Worten:

„Sufe, bigot!“

„Ausgezeichnet,“ dachte der junge Mann, „den Magen für die kommende Mahlzeit mit einem Schluck Kirschwasser zu wärmen; die Kost dieser Leute ist jedenfalls robust.“

Da die Bäuerin ein wenig lange ausblieb, wollte er eben mit dem Ausdruck herzlicher Rührung sich ja um Gottes willen alle Umstände verbeten haben, als ihm zum guten Glück noch rechtzeitig das Wort im Mund stecken blieb, denn die Bäuerin kam herein und brachte nichts in die Stube als einen penetranten Stallgeruch.

„Du, Muetter,“ sagte das Meidele, „er ißt nit.“

„So, warüm nit?“ fragte die Frau, „fehlt's am Züesprüch? Griefe züe, bigot.“

„Jo, un sufed,“ ermunterte ihn der Bauer, „a Chriesiwässerle isch ’s Bescht uf der Welt.“

Der junge Künstler machte sich in Gottes Namen mit Todesverachtung über die ungewohnte Mahlzeit her, den Blick dabei unablässig auf das Mägdlein in der Herrgottsecke gerichtet, an dessen Lieblichkeit er wenigstens die Seele labte. Sie hatte ihr Stück Brot und Speck völlig aufgegessen, nach welcher That sie, tief aufseufzend, beide Arme über den Tisch legte und erklärte: „Jez kann i nimme, un Schlof hab’ i au — guet Nacht binand.“

Gähnend zog sie ab, und kaum war ihre liebliche Gestalt hinter der Thüre verschwunden, als der junge Mann mit plötzlichem Entsetzen sich in der rauchgeschwärzten, zum Ersticken dampfenden Stube umsah, voll Unbehagen der kommenden Nacht gedenkend.

„Hätten Sie wohl die Güte, mir irgend so etwas wie ein Lager zurecht zu machen?“ wandte er sich in kleinlautem Ton an die Frau.

„Eh bigot au,“ fuhr sie auf, ihn mit einem Blick beleidigter Hoheit messend, „meinener villicht, mer wisse nit, was der Bruch — Sie schlofe im Badderle sim Bett — des isch die höchsti Ehr’, di mer bi us z’Land im Gascht athut. ’Gässe häner aber

nix," fügte sie mit einem Stirnrunzeln hinzu, Brot und Speck in ihre Schürze streichend.

„Un suse thüet er au nit," beklagte sich der Bauer; „'s isch a Herrle bigot wie a kranks Kälwli."

Die Bäuerin maß auf diesen Ausspruch hin den Gast mit einem Ausdruck offenbarer Ungnade, ging und kehrte mit zwei mächtigen Tabakspfeifen zurück, bei deren Anblick den Stadtherrn allein schon ein geheimer Schüttelfrost packte. Schleunigst holte er seine Cigarrentasche hervor und bat den Bauern, für diesmal mit ihm zu halten.

Der war's zufrieden, höchlich zufrieden, mit einem fast verschämten Blick zulangend, während die Frau, auf einmal mit dem ganzen Gesicht lachend, dem Herrle eine recht gute Nacht wünschte und mit den Pfeifen abzog.

„Aber jez suse, bigot," suchte sich der Bauer für den seltenen Genuß der ihm angebotenen Cigarre zu revanchieren, und der junge Mann, innerlich erbost über das „kranke Kälwli", mit dem ihn der Mann verglichen, stürzte mit einem Schluck ein Glas Kirschwasser hinunter. „So isch's rächt," lobte ihn der Bauer, ihm väterlich die Schulter klopfend, „un jez verzelle au e weng, wie goht's in der Residenz

— was macht er, der Landsvadder? Gehe her, mer welle bigot e Gläsli uf si Wohl läre."

Der Jüngling trank, indem er auf den Tisch schlug und einmal übers andere „Jo bigot!" schrie.

Der Bauer rückte ihm näher. „Goht's em guet, im Landsvadder?"

„Ja wohl, sehr gut," versicherte der Gast, „wir speisen gewöhnlich des Sonntags zusammen an der Hoftafel, daher weiß ich das ganz genau. Unter uns aber, wertgeschätzter Herr Wehrle-Bauer, so ein gutes Glas Kirschwasser, wie man's in Ihrem Hause trinkt, trinkt man an der Karlsruher Hoftafel nicht; ich geb' Ihnen sogar mein Wort — mein allerheiligstes Ehrenwort — einfach nicht hinuntergebracht habe ich unserm guten Landsvadder sein Kirschwasser."

Der Bauer zeigte sich bei dieser Nachricht ganz beelendet; nachdem er ein halbes dutzendmal hintereinander auf seine Kniee geschlagen, mit dem immer wiederkehrenden Ausruf: „Jo, isch's jez au mögli!" erhob er sich mit nicht zu verkennender Anstrengung, wankte zum Wandschrank, seufzte und stöhnte dort eine Weile in dem Gelaß herum und kam dann mit einer Flasche zum Vorschein, deren Umfang ihm den ganzen Magen deckte. „I will, denk' wohl, des

Gitterle im Landsvadder schicke," sagte er, „mit 'me recht schöne Grueß vom Wehrle-Büer, un uf mi Wohl miner astoße an der Hofdafel — sell mach' i zur Bedingüng."

„Vadderle," schluchzte der Jüngling auf, „du seelengutes Vadderle!"

Und er lag an des Bauern Hals — das heißt, am Halse der Flasche, die er zärtlich küßte, und die Wehrle krampfhaft festhielt, indem er wie besessen schrie: „Mer keie se z'samme, mer keie se z'samme!"

„I denk' wohl, ihr gange jez ins Kusche," ließ sich plötzlich die Stimme der Bäuerin vernehmen, und bevor die beiden wußten, wie ihnen geschah, wankten sie, von zwei starken Armen geleitet, ins Nebenzimmer, wo zwei große rot und blau karrierte Betten mit ihrer Federdecke fast an den Plafond stießen. „So," sagte die Bäuerin, den Gast vor eine dieser Lagerstätten hinpflanzend, „des isch im Vadderle si Bett, un er schloft in mim."

Sie ging, und der junge Mann stand mit einem unglaublich verwunderten Gesicht vor „Vadderles Bett" und erklärte mit dem Ausdruck tiefinnerster Überzeugung: „Da komme ich nie hinauf!"

„Eh freili, i helf e weng," beruhigte ihn der Bauer, „nümme nit der Mut verlore — mit a paar Hopperle isch's g'schäh — ais, zwai — dri — uff! Do hämers!"

Der Jüngling war in der That oben, verschwand aber schon im nächsten Augenblick in einem Meer von Federn, die wellenhoch über ihm zusammen schlugen. Er schrie wie besessen, flog erst wie ein Gummiballen hoch in die Luft und dann platt auf die Erde.

„Mensch," schrie er den gemächlich an seinem Lager emporklimmenden Bauer an, „Ihr habt mich geliefert!"

„I nit," grinste dieser, „'s Chriesiwässerle, 's Chriesiwässerle!"

Damit warf er sich ächzend in seine Kissen, schnappte zweimal nach Luft und hub alsbald an zu schnarchen wie eine Sägmühle.

Der Gast tappte zum Fenster, riß es auf und sog gierig die frische Nachtluft ein. Ihm war übel zu Mute, er konnte den Kopf kaum aufrecht halten, und doch schauerte ihm vor dem Gedanken, das hohe Turmlager wieder zu besteigen. Er entschloß sich, irgend etwas von dem Inhalt des Bettes herunter zu zerren, breitete es auf dem Fußboden

neben dem offenen Fenster aus und legte sich nieder. Er schlief sofort ein, um jedoch schon nach kurzer Zeit völlig schweißgebadet in die Höhe zu fahren; eine dicke Federdecke lag über ihm, und das Fenster war geschlossen.

„Du verfluchter Kerl,“ murmelte der junge Mann mit einem Seitenblick nach dem Bett des unaufhaltsam darauf los schnarchenden Bauern, warf die Decke an die Wand und riß das Fenster wieder auf. Er schlief von neuem ein, allein es dauerte nicht lange, als er abermals von der Hitze aufgejagt wurde und sich wiederum unter der Decke befand, neben dem geschlossenen Fenster.

Erst gegen Morgen kam er zur Ruhe, wurde aber schon um halb Fünf vom Bauern geweckt, der mit einem kräftigen „Guete morn, wie hän er g'schlofe?“ von seinem Lager sprang.

„Wie hätte ich denn schlafen sollen bei Ihrem Herumgewandel?“ knirschte der Gast.

„I bin nit g'wandelt, wunderte sich der Bauer, „Sie min 'träumt ha.“

„Was?“ ereiferte sich der junge Mann, „so oft ich das Fenster öffnete, sind Sie gekommen und haben's wieder zugemacht.“

„Sel bin i g'si," ließ sich die Stimme der Bäuerin aus der Nebenstube vernehmen, „nix für unguet, junger Herr, aber i werd' doch ans Vadderle kei Nachtlueft komme lo."

„In Gottes Namen," murmelte der Künstler, „es ist überstanden," machte sich fertig und trat vor's Haus.

Da kam die Christin schon aus dem Stall, barfuß, mit hochaufgeschürztem Röckchen, und lachte ihn an, daß es eine Wonne war und alle Federbetten und Strapazen der Nacht ins Reich der Vergessenheit sanken. Das Mädchen lief eilig ins Haus und brachte prächtige frische Milch und Eier zum Frühstück, das sie auf einen kleinen schiefen Tisch hinter dem Haus stellte, neben einen Pfuhl voll kleiner, allerliebst grunzender Schweinchen.

Dann nahm sie an der Seite des jungen Mannes Platz, und vor den beiden breitete sich das ganze weite Renchthal aus mit seinen Höhen und Tiefen, seinen spitzen Kirchtürmlein und duftig blauen, sich bis in den Himmel hinein bauenden Bergen.

Wie er so saß, der junge Künstler, den Blick verloren ins Weite gerichtet, rückte ihm das Mädchen mit einemmal ein wenig näher, wendete ihn sachte zu sich her und schaute ihm schüchtern in die Augen.

Was wollte sie erforschen, was war's, was sie von ihm zu wissen begehrte? Sie sprach es nicht aus, und er wagte nicht, sie darnach zu fragen, fürchtend, sie möchte in ihrer Einfalt andere Begriffe vom Leben haben, als er.

„Bist du mir gut?“ flüsterte er leise.

Sie wurde rot, zeigte verschämt auf einen Packen in ihrem Schoß und begann ihn mit großer Sorgfalt auseinander zu wickeln — fünf Zeitungen nacheinander, dann kam ein Seidenpapier, von einem Silberfaden umschlungen; er wurde aufgeknüpft und der Hülle ein kleines, blausammetenes, messingbeschlagenes Gebetbuch entnommen.

„Kenne Sie's no?“ fragte das Mädchen und begann das Büchlein mit Küssen zu bedecken.

Ja wohl, kannte er's noch, er hatte es ihr ja gekauft in Karlsruhe, als sie, ganz außer sich vor Entzücken, das kleine Buch in einem Ladenfenster bewundert hatte.

Sie wollte es wieder einpacken, konnte sich aber nicht dazu entschließen, indem sie's immer wieder öffnete und schloß, oder das sammetene Büchlein streichelte.

„'s isch mi Sunntigsfraid,“ flüsterte sie.

Der junge Mann wollte eben den Kopf verlieren, als ihn ein Geräusch vom Stall her schleunigst zur Besinnung brachte. Seufzend schlug er sein Skizzenbuch auf und rückte den bereitliegenden Farbenkasten näher.

„So bleib sitzen,“ bat er das Mädchen, „und schau mich an.“

Sie mochten, ohne daß ihnen die Zeit dabei lang geworden wäre, über eine Stunde beisammen gesessen haben, als hinter ihnen die Mutter aus der Stallthüre trat und das Mädchen aus seinem Hinträumen aufscheuchte mit den Worten:

„Gang jez a weng streue, Chrischtin.“

Sie selber nahm an der Seite des Malers Platz und begann ohne weiteres:

„Mer hän nümme des ai Meidele; im Büer un mir isch jeder racht, den's gern hat; si Ma hat's emol guet, er brucht numme in der Hof z'sitze; rich sin mer grad nit, aber 's Uskumme hän mer, wann der Sege Gottis nit usbliewt.“

Sie schwieg und schaute den jungen Mann an, der ebenfalls schwieg und sich besonders tief auf sein Bildchen herabbeugte. Dabei war ihm herzlich beklommen zu Mute, denn das war der Bäuerin an-

zusehen, für einen, der nichts wollte als lieben und malen, hatte sie kein Verständnis.

„'s isch wohr," fuhr sie zu sprechen fort, nachdem sie den Gegenübersitzenden einer längeren Kritik unterworfen, „Sie sin a weng a schnäckerigs Mannsbild, aber wann's au mit der Feldarbet nit agoht, do laßt mer Ihna halt 's Vieh."

„Aber liebe Frau Wehrle," wagte der junge Mann zu erinnern, „ich habe schon meinen Beruf, ich bin ja Maler."

„Des macht nix; wie der Schnider-Sepp g'hirot hat, hat er au si Handwerk an der Nagel g'hängt und isch Büer wore; Büer si, bigot, mit eme Hof, dafor mein' i, kann einer si Pech un sine Pinsle fohre lo. Aber um endli uf d'Hauptsache z'kumme — wie stoht's mit der Religion, denn 's ka einer katholisch si un fromm, un katholisch si un nit fromm — sel welle mer nit hoffe?"

„Ich bin überhaupt nicht katholisch," beeilte sich der Maler zu versichern; „ich bin Protestant."

„Waas!" Die Bäuerin stand kerzengerade vor ihm. „Des hättener aber gli sage solle, un nit kumme un im Chrischtin 's Herz schwer mache for

nix und wiedder nix!" Sprach's und wandte sich erhobenen Hauptes zum Gehen.

Der Maler pinselte noch eine Weile zerstreut an seinem Bildchen herum; eigentlich konnte er froh sein, so leichten Kaufes los zu kommen — und doch!

Tief betrübt packte er seinen Malkasten zusammen und ging ins Haus, um sein Bündel zu schnüren. Nachdem dies geschehen war und sich, auch auf sein wiederholtes Husten, immer noch kein Mensch sehen ließ, wandte er sich mit einem zornigen: „Nicht einmal ein Abschiedswort gönnt man mir!" zum Gehen.

Da blieb sein Blick an ein paar Stufen hängen, die zu einer Thüre führten; dunkel erinnerte er sich, daß am Abend vorher die Stimme der Bäuerin aus jener Gegend geklungen hatte; rasch entschlossen drückte er auf die altersgeschwärzte Klinke. Die Thür flog auf, und er stand auf der Schwelle eines kleinen, freundlichen Raumes mit einem uralten Himmelbett, hinter dessen dunkelroten Vorhängen hellblau gestreiftes Bettzeug sichtbar ward. Rings die kleinen Fensterchen standen dicht besetzt mit Blumen, und auf dem Boden vor einer Truhe, über der ein Christusbild hing, kniete das Meidele und wühlte in ihren Sachen.

Der junge Mann konnte vor Herzklopfen kaum sprechen.

„Ich habe schon gefürchtet — ich muß ohne ein freundliches Wort — von dir scheiden — o Christin — bin ich dir denn gar nichts mehr?“

Sie sprang von ihrer Lade auf und trat dicht vor ihn hin.

„Do, nemme,“ sprach sie unter tiefem Atemholen und steckte ihm einen kleinen, schwärzlichen Gegenstand zu. „'s isch a Reliki geger 's Fägfier, un a vollkommene Ablaß druff; i will go in Gottsnamme mine Sünde wiedder z'rucknemme, daß ünser Herrgott Ihna der Ablaß schenkt.“

„Und sonst,“ sagte er mit einem Ausdruck tiefster Enttäuschung auf seine Reliquie starrend, „sonst bekomme ich nichts, Christin?“

„Meh,“ versicherte sie, mit feuchten Blicken zu ihm aufschauend, „meh ka kei Mensch nit for a andre thüe.“

„Dafür muß ich mich aber auch besonders bedanken,“ sagte er, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie herzlich ab.

Bevor sie wußte, wie ihr geschehen, stand er draußen, und der Bauer und die Bäuerin sagten

ihm „Adjes“ und „lebbe Se wohl.“ „Lode im Knächt nümme no Ihr Päckli uf,“ meinte der Wehrle-Bauer, „er mueß doch mit 'nab wegerm Chriesiwässerli for der Landsvadder, — nimm au,“ wandte er sich an die unter der Thüre lehnende Bäuerin, „sie ässe bigot alli Sünntig z'samme an der Hofdafel, er un der Landsvadder!“

„Potz tausend, da scheinen mir gestern abend einige Ungenauigkeiten entschlüpft zu sein,“ dämmerte es dem jungen Mann.

„Vergässe nit mi Grueß usz'richte!“ rief ihm der Bauer nach, „un a Gläsli uf mi Wohl z' trinke!“

„Die ganze Flasche wird auf Ihr Wohl getrunken, vortrefflicher Herr Wehrle-Bauer!“ rief der Jüngling zurück, mit großen Schritten den maigrünen Waldwegen zueilend; ihm zur Seite ging der Knecht mit dem kräftigen Zukunftstrank auf dem Rücken, der mächtigen strohumwundenen Schnapsflasche, in der Tasche aber trug der junge Künstler die Reliquie, mit dem vollkommenen Ablaß für alle seine vergangenen und zukünftigen Sünden.

Ein Abgedankter.

Im Schwarzwald, in einer hochgelegenen Ortschaft, ging's lebhaft zu — die Bahn war heute eröffnet worden, in einer Stunde wurde der Zug erwartet; nun litt's keinen Menschen mehr unter Dach. Im Sonntagsstaat stieß und drängte sich das Bauernvolk auf dem schmalen Platz vor der Einsteighalle; die Kinder trugen kleine Fahnen, die Bursche Bänder an den Hüten, und sie sangen und hatten ihren Rausch, wie zur Kirchweih.

Der Halle gegenüber, jenseits der bisherigen Poststraße, hinter der sich der Wald hügelartig aufbaute, saß ein Einsamer und schaute zornigen Blickes auf das Getriebe zu seinen Füßen. Es war der abgedankte Postillon, der es drunten nicht mehr ausgehalten und sich hatte flüchten wollen, um im Dunkel des Waldes sich eins zum Trost zu blasen.

Da oben hatte ihn aber doch die Neugierde gepackt, und das Posthorn unter seinem Kittel bergend, saß er und wartete der Dinge.

„Mit mir ist's fertig," brummte er in seinen Bart hinein; „jetzt schreien sie der dampfenden Maschin' entgegen, als ob so ein Ungeheuer Gefühl hätt', als ob sein Gepfeif', eine Kunst wär', eine Herzenssach' — mit Respekt — eine Gottesgab' — selber Maschinen, zweibeiniges Ungeziefer, das ich neunundzwanzig Jahr' da heraufgefahren und nie umgeschmissen, und das mich jetzt vergißt, wie einen ausgerauchten Cigarrenstummel! — Hätt' ich euch doch alle Tag' in den Graben geliefert!"

Und er schaute grämlich zurück in sein pflichtgetreues Leben, wofür er nichts erntete als Vergessenheit. Das hätte er sich nicht träumen lassen, als er lebfrischen Gemütes mit seinen jungen Braunen zum erstenmal den Berg hinabfuhr und sein Horn durch den Wald erschallen ließ! Und in dem kleinen Dorf drunten im Thal, da stand Tag für Tag eine schlanke Dirn' auf der Treppe des „Adler"-Wirtshauses und reichte ihm einen Trunk. Hei, wie dann das Posthorn so freudigen Dank spendete — so lang, bis das Mädchen eines Abends, im Halb-

dunkel dem jungen Postillon gestand: „Wenn einer so blast wie du, da kann man nimmer widerstehen.“

Aber von der Hochzeit weg, mitten vom Schmaus, erhob er sich, um seiner Pflicht zu folgen; schwankend freilich, den Hut im Nacken, kletterte er auf seinen Sitz, blieb aber nicht droben, denn ein schöner Traum wehte ihn ins Gras; dort schlief er sanft, und die braven Gäule machten ihren Weg allein. Ja, in den alten Zeiten, da lebte man noch mit seinem Vieh auf Du und Du.

Wenn die Wildbäche Baumstämme über den Weg geworfen, dürre Äste und Geröll, da schaffte und schwitzte der Postillon, um seinen Pferden den Weg zu bahnen. Aber dann waren auch sie bei der Hand, wenn's einmal galt — nur ihr wackeres Ausgreifen war schuld, daß die Post einem Überfall von Strolchen entkam; der Postillon freilich verlor durch einen Schuß den kleinen Finger der rechten Hand, aber er blieb auf seinem Posten, obgleich das Blut in Strömen von ihm herunterlief.

Die Medaille wurde ihm für seine That zu teil und eine schöne Belobung aus dem Munde des Vorgesetzten.

„Seid ruhig, ihr habt sie auch verdient,“ sagte er zu seinen Gäulen, „ich mach's mit Hafer gut.“

Sie merkten so nachgerade mit der Zeit, die drei Innigverbündeten, daß nicht alles mehr war wie früher, aber sie verschwiegen sich's taktvoll; sie warteten es ruhig ab, die braven Gäule, wenn der alternde Postillon nicht mehr so blitzschnell zu seinem Sitz hinaufkletterte; er aber saß geduldig und ließ die Peitsche ruhen, wenn's nicht mehr so hopp, hopp den Berg hinaufging.

„Gelt, jetzt heißt's schnaufen, ihr Kerle," schmunzelte er; „ja, ja, die drei Jüngsten sind wir die längste Zeit gewesen."

Freilich, seine beiden ältesten Kinder verdienten schon ihr Brot, und er mußte das Anschnauzen lassen und mit ihnen reden wie mit Erwachsenen, denn so lange die Kinder klein waren, gehörten sie nach seiner Meinung gescholten, damit sie nicht ausarteten. Eine Jüngste war noch da, an der er seine Pflicht thun konnte, aber seit deren Geburt war's mit der Frau nicht mehr so recht gewesen, wie sonst; sie kränkelte, wurde endlich bettlägerig und erklärte eines Tages: „Mann, mit mir geht's zu End', aber die Groß' kann gottlob meine Arbeit thun."

Er brummte etwas in den Bart, um das Ge-

fühl in seiner Kehle los zu werden, fuhr die Kleine an und polterte zur Thür hinaus, da die Post wartete. Auf seinem Sitz erfaßte ihn eine tiefe Bangigkeit: „Es wird doch nicht ernst werden mit der Frau, meine Alte wird doch ihren Posten nicht verlassen — Herrgott im Himmel, muß mir's denn g'rad jetzt erst einfallen, was für ein tüchtiges Weib ich all die Jahre her an ihr gehabt, wie die Wirtschaft am Schnürle ging — punkt Zwölfe die Supp' auf dem Tisch, hinterm Ofen die warmen Schuh . . . Hü Fritzle, hü Liesel, heut' pressiert's — ich muß meiner Alten 'was sagen — ich muß ihr sagen — ich bin zufrieden, Alte . . ."

Und die Braunen strengten ihre alten Knochen an und liefen, aber sie kamen doch zu spät — auf immer stumm lag das brave Weib im Bett, um sie her die weinenden Kinder.

„Alte," jammerte der Mann, „das war nicht recht von dir, so mir nix dir nix geht man nicht davon — red' wenigstens noch ein Wort — ein einzig's Wort, Frau — schau', ich laß meintwegen mit mir handeln, mach' nur noch einmal die Augen auf, und ich will's ertragen."

Als er am andern Morgen auf seinen Bock stieg,

war's ihm nicht ums Blasen — und doch, die alte Gewohnheit, das Bewußtsein: die Leute warten auf dein Lied — soll ich's ihnen heute schuldig bleiben, nachdem ich über zwanzig Jahre ihr treuer Wecker gewesen? Und er setzte an und blies — klagend und langsam wie einen Choral:

„Ich hatt' einen Kameraden . . ."

Sonst, wenn der Tag so hell und herrlich begann, da blies er seine lustigsten Weisen, und die Leute sprangen hurtig aus ihren Betten, das Tagewerk noch einmal so leicht beginnend, wenn das Posthorn gut' Wetter verkündete.

Und jetzt kam eine Lokomotive den Berg herauf geschnaubt und statt der fröhlichen Posthornlieder ein greller Pfiff — und immer derselbe, ob die Sonne schien, ob es regnete.

„Ja, ich bin ein Abgedankter," brummte der alte Mann, „niemand braucht mich mehr; die Großen sind verheiratet, und die Kleine — mit der kann man ja noch kein vernünftig's Wort reden. Das Pack aber da drunten will von nichts hören, als vom Eisenbahnfahren und thut, als hätt's nie in einem Postkarren gesessen. O, wenn ich ihnen könnt' eins aufmutzen, wenn ich ihnen könnt' den Spaß versalzen

— 's wär' uns zu gönnen, dem Fritzle, der Liesel und mir!"

Da flimmerte es plötzlich seltsam auf in den kleinen Augen des verwitterten Mannes; er zog sein Posthorn unter dem Kittel hervor, spuckte und setzte an. Und so hatte er noch nie geblasen — sein ganzer Schmerz, all sein Weh', sein Zorn und seine Wut, ja sein ganzes Leben drängte sich zusammen in die Töne seines Lieblingsliedes. Die undankbaren, dem Neuen zujubelnden Menschen lauschten verwundert auf und wandten die Blicke dem einsamen Manne am Waldesrande zu; er zog sie näher und näher, immer mächtiger wurden sie erfaßt — sie vergaßen, was sie eigentlich gewollt.

Die Bahn war verlassen, der Zug brauste heran, beflaggt, sieghaft wie ein König, das Volk aber stand von ihm abgewandt und lauschte gerührt den Tönen seines alten Postillons — da, ein greller Pfiff und die in Andacht versunkenen Menschen stoben auseinander.

Der alte Mann droben setzte sein Posthorn ab: „Hab' ich euch gekriegt, hat sie müssen hereindampfen, die Canaille, ohne Hoch, ohne Hurras und Fahnengewedel — o, das war lustig, wenn das der Fritzle

und die Liesel mit angesehen hätten — zum Totlachen war's — zum Totlachen," fuhr er fort zu behaupten und heulte wie ein Kind!

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und als er aufblickte, stand seine Jüngste vor ihm: „Vater, wir zwei Leut' werden doch den alten Postkarren mit einander verschmerzen?"

Er wollte schon auffahren, die Kleine von sich als von „Leut'" reden zu hören, aber da stand sie so groß und fest vor ihm — wo hatte er denn seine Augen gehabt? Auf ihren schmucken Zöpfen blinkten die Sonnenstrahlen, und es war ganz seine selige Alte, wie sie nun fragte: „Gelt, Vaterle?"

Er richtete das Haupt in die Höhe: „Natürlich — freilich — du Fratz — du aufgeschossener — vorwärts, marsch, linksum — heim."

Und Hand in Hand marschierten sie davon.

Die Mutter.

Im Küchenraum eines kleinen Bauernhauses befanden sich zur Zeit sieben Menschen von so verschiedenartigem Aussehen, wie sie nur eine wichtige Nachricht in dieser Weise hatte zusammenbringen können. Im Hintergrund, halb auf dem Herde sitzend, zeigte sich die schwarze Gestalt eines Kaminfegers; neben ihm kauerte ein Schlossergeselle, der sich eben damit beschäftigte, seine aufgestülpten Hemdärmel herunterzuziehen und auszustäuben. Den Männern gegenüber teilten sich zwei Mädchen in die schmale, wackelige Küchenbank, und der einzige Laut im Raum kam daher, daß, wenn sich eines der Mädchen rührte, die Bank umzukippen drohte. Weiterhin auf dem Küchentisch hatte sich inmitten von Bündeln, Körben und Päckchen aller Art ein junger Soldat seinen

Platz gesucht; die Hände in den Taschen, baumelte er mit den Beinen, dieser Beschäftigung mit ernsthaftem Gesichtsausdruck zuschauend. Die beiden einzig vorhandenen Stühle rechts und links vom Tische nahmen endlich zwei Frauen ein, von denen die eine den Eindruck einer mindestens zum sechstenmal preisgekrönten Dienerin eines Herrschaftshauses machte; sie trug ein schneeweißes Häubchen auf dem tadellos gescheitelten Haar, und indem sie den Kopf etwas hoch hielt, drückten ihre Züge eine strenge Würde aus, die jedoch durch die runden Wangen und das behagliche Doppelkinn etwas gemildert wurde. Die andere Frau hatte ein kleines Kind in den Armen; das Umschlagetuch, welches ihr von den Schultern gesunken war, roch nach Kampfer, und der Hut, obwohl er nicht verbraucht genannt werden konnte, gehörte einer längst entschwundenen Zeit an. Obgleich jünger als die Herrschaftsköchin, sah sie durch die fehlenden Zähne und eingefallenen Wangen viel älter aus als diese. Allein es lag ein Hauch von Lieblichkeit auf dem durch Sorgen und Arbeit früh verblühten Gesicht; wie hübsch es gewesen, davon gab das jüngste der Mädchen, welches dieselben Züge trug, lebendiges Zeugnis. Sie kicherte eben ein

wenig verschämt vor sich hin, denn der Kaminfeger hatte ihr die kräftig gerötete Wange mit dem Finger geschwärzt; die Schwester neben ihr, welche schon die dreißig überschritten hatte, gab ihr einen Stoß in die Seite; herber geartet, sowohl im Äußeren als Inneren, kam diese mehr auf die Herrschaftsdienerin heraus.

Es waren lauter Geschwister, die da zusammen saßen, und die, wie sie gingen und standen, herbeigeeilt waren bei der Nachricht: die Mutter liege im Sterben.

Aller Augen wendeten sich jetzt der Thür des Krankenzimmers zu, welches eine alte, halb bäuerisch, halb städtisch gekleidete Frau auf den Zehenspitzen verließ; sie fing beim Anblick der Versammlung sofort an zu schluchzen, was sie jedoch nicht hinderte, nebenbei den Rock der Herrschaftsdienerin mit den Fingerspitzen zu befühlen.

„Nun, wie ist's, Mariann?“ fragte diese.

„Sie schläft,“ erwiderte die Alte; „'s ist ein ruhiger Schlaf, ihr müßt warten, bis sie wieder aufwacht. Ja, ja, Eva, du kannst's schon machen, Kleider von so gutem Stoff zu tragen, du bist die Reich' — der ist auch noch von dir.“ Sie zeigte

ihren Rock hin, und die Schwester klopfte ihr die Schulter.

„Das vergessen wir dir alle nicht, daß du bei der Mutter geblieben bist und sie gepflegt hast.“

„Nun, eine hat's doch thun müssen,“ meinte die Mariann', „und ich bin die Ältest' — wer aber einen alten Rock hat oder sonst 'was abgeben kann, ich nehm' alles.“

„Wenn uns nur die Mutter noch kennt,“ meinte die Frau mit dem Kinde.

„Ja, Hanne, du hast dich arg verändert,“ sagte die Mariann', „aber dazwischen durch, wenn sie nicht schläft, ist sie ganz klar. ‚Mariann',‘ hat sie gestern abend gesagt, ‚mach' den Salat 'raus, er ist gut.‘ Ja, wo soll denn einer die Händ' hernehmen und draußen und drinnen zugleich sein! Vorgestern in der Früh hat sie noch den Garten gegossen; über einmal ruft sie laut, und wie ich hinauskomm', sitzt sie auf dem Boden und verdreht die Augen. Ich hab' sie ins Bett geschafft und den Doktor geholt.“

„Was hat er denn gesagt?“ fragte die Eva.

Die Mariann fing an zu heulen: „Es sei der Lauf der Natur — du lieber Gott, du lieber, daß so eine Krankheit an unser Mutter kommen muß!“

Die übrigen brachen auch in Thränen aus, und da es dadurch ziemlich laut wurde, streckte die Mariann' schnell den Kopf in die Krankenstube. Hierauf nahm sie auf der Anricht Platz, und jeder bemühte sich, den Ausdruck seines Schmerzes so viel wie möglich zu mildern. Der Kaminfeger in seiner Ecke holte endlich das Pfeifchen, nach dem er schon zwanzigmal gegriffen, aus der Tasche und steckte es an. Marie, die Jüngste, nahm der Hanne das Kind ab und trug es die zwei Treppen hinunter in den Garten, der aus drei Salatbeeten bestand, zwischen denen dunkelrote Nelken sproßten.

„Ich," sagte der Kaminfeger, „hab' jetzt fünfe; und du, Hanne?"

„Sechse," erwiderte sie.

„Ja, und das schönst' ist," nahm die Eva das Wort, „daß es ihr die Sophie ganz akurat nachmacht. Sie hat's bei mir und der Herrschaft gehabt wie in Abrahams Schoß; da fängt sie die Geschicht mit dem Stark an, und weil ich's nicht hab' leiden wollen, ist sie fort. Als ob der Hanne ihr Schicksal nicht abschreckend genug wär'! Das weiß jeder, wie lang 's dauert, bis so ein Diener eine Anstellung hat, und hernach ist erst

kein Auskommen. Wer eben nicht hört, muß fühlen.“

„Das macht nichts,“ erklärte die Sophie, „ich hab’ den Stark gern. Meiner Herrschaft ist’s einerlei, ob ich am Sonntag mit dem Stark spazieren geh’ oder nicht. Ich bin so gut eine Waif’ als ihr und weiß, was ich auf meine Ehr’ zu halten hab’, und soll’s auch in Gottes Namen vierzehn Jahr werden, bis wir heiraten; elfe sind rum.“

„Ja, ja,“ brummte der Schlosser, „’s ist alleweil die Eigensinnigst’ gewesen!“ Und der Kaminfeger meinte mit einem Blick nach dem Garten:

„Aber ’s Mariele hat doch noch keinen?“

„Die sollt’ mir kommen!“ erwiderte die Eva. „’s ist zwar gerad so eine wie die Hanne, immer zum Lachen und Dummheiten machen aufgelegt, aber ich sorg’ dafür, daß es nicht zu weit geht.

„Was macht denn die Herrschaft?“ fragte Hanne; „sind sie gesund und die jungen Leut’ glücklich verheiratet?“

„Wir haben auch unsere Sorgen,“ entgegnete die Eva, „der Graf hustet mir so viel, und seit unser’ Elisabeth gestorben, hört mir die Gräfin nicht auf zu kränkeln. Unsere Lieutenants bringen freilich

immer viel Leben ins Haus, und auch die Kleinen von der Jüngsten, der Cecil, aber die Elisabeth können wir d'rum doch nicht vergessen."

„Sie war gerad zwölf Jahr alt," sagte die Hanne, „wie ich damals ins Haus kam. Wenn ich sie aus der Kindervisit' holte, hat sie sich mir eingehenkt und genau erzählt, was sie gekriegt haben. Die anderen Fräuleins ließen ihre Mädchen hinter sich herlaufen."

„Ja," nickte die Eva, „darauf kann man Gift nehmen, je nobler die Herrschaft, desto leutseliger. Ich kenn' eine einfache Madam von, die red' nie ein menschlich's Wort mit ihrer Dienerschaft, während mir die Gräfin mindestens einmal in der Woch' auf die Schulter klopft."

„Ich hab' aber auch geheult wie nicht gescheit, als die Todesnachricht von der Elisabeth kam," sagte die Hanne, „und meine Große heißt nach ihr."

Inzwischen hatte der junge Soldat an seinem Zeitvertreib, mit den Beinen zu baumeln, offenbar genug, denn er sprang plötzlich vom Tisch herunter mit den Worten: „Zum Donnerwetter, habt ihr denn gar nichts zu essen?"

„Ach, lieber Gott, du lieber," jammerte die

Mariann', „wenn der Mensch nicht mehr als zwei Händ' hat, wie soll er denn an alles auf der Welt denken können?“

„Aber da wachst uns ja vor der Nas' der schönste Salat,“ meinte die Eva in ihrer ruhigen, besonnenen Weise; „hol' einer ein paar Köpf, die alt' Schüssel ist vielleicht auch noch am Leben —“

„Sie wird nimmer am Leben sein!“ rief die Mariann' in heiliger Entrüstung aus; „das bissel Geschirr ist ja noch meine einzige Freud' auf der Welt, lieber thät' ich mir selber 'was an, als daß ich von der Mutter ihrem Geschirr 'was umkommen ließ! Verhüt's der Himmel!“

Währenddessen hatte sie eine mit Draht umsponnene schwarzbraune Schüssel aus dem Schrank geholt, die sie alsbald mit zärtlicher Vorsicht auf den Tisch setzte. Nachdem der Salat angemacht war, rückte man den Tisch in die Mitte der Küche, damit jeder zulangen konnte; die Schieblade wurde geöffnet, in der sich noch am alten Platz die zehn schwarzen krummzinkigen Gabeln befanden. Die Städterinnen machten sich an das hausbackene Brot, während die Eva für die anderen ein Laibchen Weißbrot zerschnitt. Alsdann fuhren sie mit ihren Gabeln in die alte

Schüssel, dieweil die Abendsonne allüberall zu Thür und Fenstern hereindrang. Mit einemmal schauten sämtliche Essende auf und lachten einander laut ins Gesicht, denn sie hatten alle blaue Lippen infolge des schlechten Essigs, und dieser Umstand führte sie mit einem Schlag in die gemeinsam verlebte Kinderzeit zurück.

„War das ein wilder Bub, ein schlimmer!“ rief die Hanne und packte den Soldaten beim Schopf. „Weißt noch, Sophie, wie vielmals er uns das Leben verbittert mit seinem Geschrei?“

Die Sophie nickte. „Eine krumme Hüft hab' ich vom vielen Schleppen.“

„Mir ist's doch ein wahres Rätsel, wie die Eltern uns haben aufbringen können mit dem Wenigen, was die paar Äcker abwerfen,“ meinte die Eva, und der Schlosser bemerkte: „Und dabei sind wir alleweil fidel gewesen.“

Der Kaminfeger nickte. „Ich seh' den Vater noch, er war lang und hager und sprach nie ein Wort. Darum wegen war mir's immer so verwunderlich, daß er so gar bitterlich heulte, so oft eins von uns in die Fremd' ging.“

„Die Gräfin,“ unterbrach Eva die Pause, welche auf

des Kaminfegers Worte folgte, „hat mir da zwei Fläschen guten Weins für die Mutter mitgegeben und —"

„Du lieber Gott, du lieber," unterbrach sie die Mariann', „wer so eine Krankheit hat, trinkt keinen Wein mehr auf diesem Erdboden; stärk' du lieber uns damit, denn über eine kleine Weile sind wir allein auf der Welt und verlassene Waisen!"

Das Glas machte alsbald die Runde; die jüngeren Schwestern waren darauf bedacht, den Brüdern das meiste zukommen zu lassen, und der Soldat trank den Rest mit den Worten: „Die Mutter soll leben!" worauf die ganze Versammlung von neuem in Thränen ausbrach. Die Mariann' war in die Krankenstube gegangen und kehrte jetzt mit den Worten zurück: „Kommt alle, die Mutter wacht!"

Und die Geschwister, so leise wie möglich auftretend, folgten ihr in die Stube. Sie umstanden das Bett, in welchem ein zusammengeschrumpftes, erdfahles Wesen lag, in dem die Kinder kaum ihre rüstige Mutter von ehedem wiedererkannten.

„O Mutter," schrie die Jüngste, „stirb nicht, Mutter!" und mit ihren lauten, schluchzenden Tönen vermischte sich das unterdrückte Weinen des jungen Soldaten.

„Seid ihr alle da?“ fragte die alte Frau.

„Alle,“ erwiderte Eva.

„Nein,“ stammelte die Kranke, und ihr Blick nahm einen irrenden, suchenden Ausdruck an, „der Kleinst' fehlt —“

„Du lieber Gott, du lieber,“ schluchzte die Mariann', „der ist ja schon bald zwanzig Jahr tot und war immer krank — wer wird so weit zurückdenken, Mutter, wenn man einen Haufen Lebige hat!“

„Zwanzig Jahr —“ wiederholte die alte Frau, sich ein wenig aufrichtend; „und so lange hat er mir gefehlt; denn wo ich ging und stand — bei Tag und Nacht — beim Schaffen und Ruhen, das Kind war immer bei mir; so 'was löschen zwanzig Jahr so wenig aus wie ein Tag.“

Ihr Blick blieb auf der Hanne haften, welche am Fußende des Bettes stand, ihr Kind in den Armen, auf das zahllose Thränen niederrannen.

„Gott schütz' dich davor,“ murmelte die alte Frau, „daß du deinem Kind nicht helfen kannst, wenn sich's in Krankheit verzehrt; 's ist ärger als Hunger.“

„Aber schau doch um dich, Mutter, wie viel dir gesund geblieben,“ meinte die Mariann', „und brav dazu!“

Die Sterbende nickte; es ging wie ein Lächeln über ihr Antlitz, und zählend streifte ihr matter Blick ein Haupt ums andere; aber er blieb abermals an dem Kinde haften, das die Ärmchen wie in tiefer Angst um den Hals der Mutter gelegt.

„So —“ flüsterte die Sterbende, „so hat's mich fest gehalten —“

Da kam der goldene Abendschein zum Fenster hereingeflutet, als habe er nur darauf gewartet, das Haupt der Hinscheidenden mit seinem Glanz zu umstrahlen.

Und die Mariann' sprach mitten in die atemlose Stille hinein: „Unser Mutter zieht mit der Sonn' ins Himmelreich.“

Der Friederle von der Yburg.

O nein, sie sind noch nicht ausgestorben, die Recken und Ritter, wie sie im Mittelalter herumzogen, mit ihrem Thatendurst, der lächerlichen Waghalsigkeit, das Leben für ein Nichts in die Schanze zu schlagen, und ihrem frommen Minnedienst.

Dem Friederle von der Yburg zum Beispiel stand zu seinem Ritterruhme weiter nichts im Wege, als daß er ein wenig zu spät auf die Welt gekommen war. Denn wer ihn so daher schreiten sah, mit seinen säbelkrummen Beinchen gar wuchtig auftretend, in der Hand einen Prügel, den er in der Vorahnung kühner Abenteuer laut krähend über dem Haupte schwang, dem konnte es wohl durch den Sinn blitzen, ob nicht vielleicht die Seelen der einstigen Yburg-Ritter plötzlich erwacht waren, um in des

Burgvogts Jüngstem eine fröhliche Auferstehung zu feiern. Denn so siegesfroh war des Bürschleins Gebaren, daß sich die übrigen Kinder des Hauses nur wie Vasallen neben ihm ausnahmen, sich gehorsam seinem Willen fügten und willig als Pferde einspannen und am Zügel leiten ließen. Wenn's dann jäh den Berg hinab ging, flog der Friederle allemal kopfüber zu seiner Equipage heraus, da sich dieselbe eigentlich nur für Puppenverhältnisse eignete und der älteren Schwester angehörte. Aber so wenig der kleine Mann sein Leben anschlug, so wenig respektierte er das Eigentum anderer; es war alles sein, was seinem Herzen wohl gefiel, und gab man ihm eine Sache nicht willig, so sparte er sich jedes Wort und machte sich mit seinen geballten Fäustchen ans Werk. Und der Sieg war ihm immer sicher, denn was sollte sie machen, die vielbeschäftigte Burgvögtin; vom ersten schönen Maitag bis spät in den Oktober hinein kamen die Gäste zu allen Tageszeiten aus Baden herauf, und es mußte für sie gebacken und gebraten werden und man ließ in Gottesnamen die Erziehung sein, indem das damit verbundene Geschrei den Burgfrieden allzusehr geschädigt haben würde.

So begnügte sich denn die rührige Frau mit dem Wenigen, was ihr als Mutter zu thun vergönnt war; sie wusch ihrem Jüngsten die blauen Augen aus, bürstete ihm das widerspenstige Haar so fest an den Kopf, daß es klebte, und öffnete dem ungeduldig ins Freie Drängenden die Thüre. Es kam sie freilich hart an, dem Vierjährigen schon die ganze Selbständigkeit eines Großen hingehen lassen zu müssen und ihrem Gelüste, ihn zu herzen und zu küssen, nicht Genüge thun zu können, denn in dieser Hinsicht verstand der Friederle keinen Spaß und stieß die Hand der Mutter ebenso energisch von sich wie die der Magd, die den Burghof kehrte und dem Kleinen im Vorbeigehen die Wange streicheln wollte.

Nur mit einem Wesen machte er eine Ausnahme. An einer sonnigen Stelle des Gartens saß der Burghund, ein altersschwacher Pinscher, den der Zahn der Zeit um alle Schönheit und Wohlgestalt gebracht; dem gab das Kind mit seinem Speckhändchen allemal einen nachdrücklichen Klaps, wobei der alte Hund mit einem dankbaren Winseln den Kleinen anblinzelte. Aber er gab ihm nicht das Geleite, da ihn, mit seinem Zipperlein in den Hinterbeinen und dem unzuverlässigen Augenpaar, Abenteuergelüste längst nicht

mehr heimsuchten. Seines Amtes als Burghund war er sich jedoch noch recht wohl bewußt und versah es mit einer so peinlichen Gewissenhaftigkeit, daß er nicht nur die fremden Gäste, sondern auch das Hausgesinde mit lautem Gebell ankündigte, sobald jemand des Weges geschritten kam, ein Übereifer, der ihm den Spitznamen — der Wachtmeister — eintrug, und den er seines gediegenen Knebelbartes wegen auch recht wohl verdiente.

Inzwischen schritt der Friederle unter den hohen Buchen des Burghofes dahin, über ihm sangen die Vögel, der Morgenwind rauschte in den Blättern der Bäume, und hoch droben, auf dem Bergfried, flatterte die Fahne.

Das eigentliche Thatenfeld des unternehmungslustigen Burgritterleins war aber der Vorhof mit seinen uralten, epheuumrankten Tannen und dem von Unkraut überwucherten Brunnenschacht, wo in einer Ecke Hunderte von Stauden sprossen, die sich gar herrlich zu Peitschen eigneten. Da war auch ein Stück Burggraben, in dessen grünem Gewirr man sich so gründlich verkriechen konnte, daß ein jeder seine Mühe hatte, den andern wieder zu finden. Waren die größeren Geschwister nicht in der Schule, gab's

an dem prachtvollen Platz ein lautes Treiben und Haschen, und die blonden Köpflein tauchten im Burggraben auf und nieder, daß es eine Lust war.

Aber auch allein wußte sich der Friederle sein Dasein zu einem interessanten zu gestalten. Da stand ein alter ausgedienter Karren mit drei Rädern und einer zerbrochenen Deichsel; auf diesem Fuhrwerk legte das Ritterlein seine schönsten Fahrten zurück. Oben saß er und schwang seine Peitsche und zog an einer Schnur, die er an die Deichsel befestigt hatte. Und so ernst nahm er's, so ganz war er bei der Sache, daß ihm ordentlich die Schweißtropfen von der Stirne rannen. Aber erst wenn er gar nicht mehr konnte, wurden die feurigen Rosse zum Stehen gebracht, und ihr Lenker kletterte auf die Erde.

Alsdann trabte er, froh der gethanen Arbeit, in den Burghof zurück, wo allerlei Herrschaften an den Tischen und Tischlein herum saßen und sich ein spätes Frühstück oder frühes Mittagsmahl auftragen ließen.

Dem Büblein waren inzwischen die angeklebten Blondhaare in hellen lichten Locken um den Kopf gestiegen, und seine am Morgen noch frische Schürze

hing naß und klebrig an ihm nieder. Ohne die Gäste, aus deren Mitte ihm manche freundliche Stimme ein Halt zurief, auch nur eines Blickes zu würdigen, trabte er schnurstracks in die Küche, fiel nach echter Raubritterweise über den ersten besten Imbiß her, dessen er habhaft werden konnte, und lief damit davon. Ängstliches Festhalten an den Speisestunden war nicht seine Sache, er wollte essen, so ihn hungerte, und nicht thatenlos am Tisch sitzen und sich 'was vorschneiden lassen.

Es war an einem wunderschönen Spätsommerabend, als plötzlich ganz besonders kriegerische Gelüste in der Seele des kleinen Mannes aufstiegen, so daß ihm die Peitsche und der Trommelwirbel, den er auf seinem Bäuchlein schlug, nimmer genügten. Hoch droben, auf dem Bergfried aber, da flatterte, was der Friederle gerade brauchte, die Fahne, die lustige rot und gelbe Fahne.

Trapp trapp ging's durch den stillen, dämmerigen, jetzt von allen Gästen verlassenen Garten. Nur die blonde Frida, das älteste Töchterchen des Burgvogts, saß an einem Tisch und benutzte die letzte Helle des Tages, um mit vorgeneigtem Kopf

und unter Verspeisung eines Apfels ihre Schulaufgabe auf die Schiefertafel zu kritzeln.

Der Frieder hatte den Vorplatz des Bergfrieds erreicht und verschwand unverzagt im Innern des Turmes, auf allen Vieren die unzähligen Treppen hinankriechend, auf die nur von Zeit zu Zeit durch eine der Luken ein schwacher Schimmer fiel.

Aber die Schrecken der Nacht waren für Friederle nur nebensächliche Dinge, ebensowenig machte ihm die Betrachtung zu schaffen, wie weit er von den Seinen entfernt sei in seiner einsamen Höhe. Er hatte die letzten Treppenstufen zurückgelegt und stand nun da oben, vom Wind gezaust, unfähig über die Brüstung des Turmes zu blicken, in die steile Tiefe oder in das dunkelblaue Berggewimmel des Schwarzwaldes, über dem der silberne Mond prangte.

Da oben aber, in dem geheimnisvollen Dunkel, hausten die Vögel der Nacht, die lichtscheuen Eulen mit ihren rotglühenden Augen. Lautlos auf- und niederwogend, umflatterten sie das Haupt des Kindes. Die Fahne, um derenwillen der Frieder den Turm bestiegen, kam völlig in Vergessenheit; er hatte jetzt nur noch den einen Wunsch, eines der wunderschönen Lichterchen, die ihn umschwirrten, sein eigen zu

heißen. Aber dies war nicht so leicht; sie schwebten davon, so oft sich des Kindes Hände nach ihnen ausstreckten, klagende, langgezogene Töne in die abendliche Stille sendend; aber der Frieder ließ nicht nach; mit eins fuhren die kleinen hartnäckigen Hände in ein Mauerloch, da saß auch so ein Lichtlein, still und unbeweglich — im nächsten Augenblick hielt er's fest. Ein jammervoller Schrei ertönte, der Tanz der feurigen Lichter wurde zur wilden Flucht, und ein ängstliches Seufzen und Stöhnen erfüllte die Enge des Turmes.

Der Friederle barg seinen Fang fein sorgsam ins Schürzlein, dessen Enden er krampfhaft an sich gepreßt hielt, und rutschte so sitzend und mit rasender Eile all die vielen Stufen hinab.

Hierauf hatte er, den man sonst regelmäßig jeden Abend unter harten Kämpfen ins Bett zerren mußte, nichts eiligeres zu thun, als in aller Stille sein Lager aufzusuchen; dort legte er sich nieder, sprach dem ängstlich flatternden Geschöpf freundlich zu und preßte es mit der ganzen Fülle seiner Liebe ans Herz.

Drunten im Burggarten war inzwischen ein großes Suchen und Rufen nach dem Friederle ent-

standen, und während der Vater mit der Laterne herumging, trat die Mutter mit den übrigen Kindern ins Schlafzimmer. Aber da schrieen sie plötzlich alle miteinander auf und starrten auf Friederles Lager hin, von wo ihnen ein paar glühende Augen unheimlich entgegenrollten.

Ein paar Augenblicke später stand das Elternpaar vor ihres Jüngsten Bett, der ruhig und tief schlief. Auf seiner Brust saß eine Eule, deren Füße so fest mit des Kindes Schürze umwickelt waren, daß das Tier umsonst versuchte, sich loszureißen.

Der Burgvogt setzte es in Freiheit; dann strich er laut lachend dem Büblein über die heiße Stirn und nannte es einen Tausendsasa. Die Burgvögtin aber meinte: „Warum er nur immer so ganz besondere Dummheiten ausführt, der da —"

Drum eben war er ja das Ritterlein, dem's ohne Kampf und Gefahren nicht wohl war, und der sich in der Zwecklosigkeit seiner Abenteuer höchstens vom alten Don Quichotte überbieten ließ.

Mit der Klarheit der Mondnächte nahm die Kälte der Tage zu, und die Gäste von Baden stellten sich seltener ein. Als aber gar der alte Bergfried droben mit weiß bestreutem Haupt aus

seiner Krone schwarzer Tannen ins Land hinausragte, da war die Einsamkeit da oben eine absolute, und der Herr Burgvogt sammelte seine verwilderten Schäfchen um sich und ließ alle Tage so viele gute Worte, Lehren und Ohrfeigen regnen, daß niemandem die Zeit lang ward — nur dem Frieder. Der war nicht an die Stube zu fesseln, der Vater mochte thun, was er wollte, nicht einmal das Vorlesen einer Geschichte richtete etwas aus.

Er sagte es zwar nicht in Worten, aber das stürmische Getrommel seiner kleinen Fäuste gegen die Stubenthüre verkündete es deutlich, daß er seine Geschichten selber erleben wollte.

Und kein Rittersmann, schwertumgürtet, im eisernen Visier, hat seine Freiheit energischer erkämpft, als der Friederle in seinem karierten Rock und dem gestrickten Wollmützlein.

Es war eben bei ihm ausgemachte Sache: nichts sollten sie ihm voraus haben, die Recken und Ritter der Vorzeit, nicht einmal eine Liebe — der Friederle hatte auch eine, und was für eine hoffnungslose! Er schlug auch hierin die kühnste Ritterphantasie aus dem Felde.

Damit aber war es ihm ergangen wie Saul,

dem Sohn Kis, der auszog seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand.

Der Friederle suchte nur ein Gertlein im vorderen Burghof, grämte sich sehr, daß der Schnee ihm alle Wege versperrte, und setzte sich auf die niedrige Ringmauer, von wo er, irgend einem Gefühl unbewußter Sehnsucht gehorchend, in den winterlichen Wald hinunterstarrte.

Hier war's so still, so einsam, eine Ruhe, als läge die Welt im tiefsten Schlaf, und mit ihr alle Hast und aller Lärm. Aus dem Dickicht des Waldes aber trat urplötzlich, vorsichtig auslugend, ein schlankes Reh.

Da war's um Friederles Seelenruhe geschehen. Er warf sein Stück Brot, das er in der Hand hielt, schleunig in die Tiefe, und das Entzücken raubte ihm fast gar den Atem, als er gewahrte, wie das Reh das Brot aufnahm und eilig waldeinwärts flog.

Von nun an war nichts mehr sicher im Speiseschrank der Küche; die besten Leckerbissen, alles, was er sich anzueignen wußte, schleppte er in seinem aufgehobenen Schürzlein zum Burgthor hinaus, jener Stelle zu, wo er das Reh gesehen. Was häufte er da nicht alles zusammen. Nicht allein

Mundvorrat, alle seine Spielsachen trug er herbei, und als er nichts mehr besaß, vergriff er sich an fremdem Eigentum. Stundenlang stand er im Schnee und wartete auf sein braunäugiges Liebchen, und zarter ist nie ein Verhältnis verschwiegen worden, als das seine. Alles ertrug er und muckste nicht, und kam nicht mit der Sprache heraus, wenn die Eltern ihn fragten, warum er den Geschwistern die Spielsachen genommen, und wo er sie hingethan.

Allgemach kamen auch der Knecht und die Magd und klagten, daß ihnen allerlei Dinge abhanden gekommen, und der Burgvogt sah sich genötigt, den Friederle täglich abzustrafen, um ihm den bösen Hang auszutreiben.

Da nun aber die heilige Weihnacht in Sicht stand und dem Burgvogt die Feier des schönen Festes am Herzen lag, so versammelte er allabendlich seine Kinder um sich und hieß sie, die in der Schule gelernten Weihnachtslieder singen. Um sie im richtigen Takt zu erhalten, nahm er zwei Stöcke und that, als ob er geige, und Friederle, der zwischen den Knieen des Vaters lehnte, verwandte kein Auge von dessen Bewegungen.

Mit einemmal fragte er mit einem vor Eifer

glühenden Gesichtchen: „Gelt, Vater, das freut 's Christkindle, wenn du geigst?"

„Freilich," nickte der Burgvogt, worauf der Friederle in tiefe Gedanken versank, in denen sich das Christkindle und sein Reh in beunruhigender Weise um einander drehten und schließlich in ein und dieselbe Gestalt zusammenschmolzen.

Als drunten in der Ebene die Glocken zur Frühmette des heiligen Festes zusammenläuteten, standen auch der Burgvogt und sein Weib unter den Andächtigen im Kirchlein zu Neuweier. Alsdann stiegen sie langsam ihren steinigten Berg hinan, im fahlen Lichte des anbrechenden Tages.

„Wir sind mit der Sonn' oben," sagte die Burgvögtin, „dann geht's gleich ans Bescheren, brauch' nur das Bäumle anzuzünden, der Hefenkranz zum Kaffee ist prächtig geraten."

Mit einemmal aber seufzte die blonde Frau und meinte leise, den Arm ihres Mannes nehmend: „Unser Friederle wird doch kein bösartiges Kind sein? Es ist nichts mehr sicher vor ihm, und Gott weiß, was er mit all' den Sachen anfängt! Er sieht doch nichts Schlechtes und Unehrliches zu Haus — wenn das nun ein böser Hang wär' in dem Kind?"

Das Elternpaar bog in dem schmalen Zickzackweg, der von Neuweier heraufführte, um die Ecke, der Mann wollte eben auf die besorgten Worte der Frau antworten, als plötzlich beide stehen blieben und sich unwillkürlich bei der Hand faßten, denn was sie in diesem Augenblick zu sehen bekamen, entledigte sie mit einem Schlage aller Sorgen um ihr Kind.

Unterhalb der Ringmauer, auf gelichtetem Abhang, standen der Friederle und neben ihm sein schönes braunes Reh, das angelegentlich an einem großen dicken Hefenkranz fraß, der auf der Erde lag, von allen möglichen Näschereien und Weihnachtsherrlichkeiten umgeben. Der Friederle aber stand gar zutraulich an den schlanken Hals des Rehes gelehnt, hielt zwei Hölzlein in der Hand und geigte ernsthaft darauf los, mit tiefgesenktem Haupt seiner geräuschlosen Musik lauschend. Hinter den beiden erhoben sich die schneebelasteten Tannen auf dem Goldgrund der aufgehenden Sonne, und sie stand nicht an, das verspätete Ritterlein mit ihren schönsten Strahlen zu verklären.

Der Böse.

Die unterhalb des Ortlers, in ihrer Weltabgeschiedenheit, stille Menschen, die mit der Natur um ihr bißchen Wiesenland kämpften, was wußten die von Leidenschaften? Außer etwa wenn dem Älpler in der Bergeinsamkeit einmal ein Gemsbock in den Weg lief; dieser Anfechtung vermochte keiner zu widerstehen. Im übrigen ordneten sie sich in allen Dingen ihrem Kuraten unter, und keiner der neunundneunzig zur Kuratie gehörenden Seelen wäre es je eingefallen, irgend etwas besser wissen zu wollen als er, oder sich gar aus dem engen Hochthal hinauszusehnen.

Einem einzigen Burschen nur war das ewige Einerlei zwischen der Ortlergruppe eines Tages nicht mehr ganz recht gewesen; er litt freilich an einem

Brustübel, wohl die Hauptursache seiner Unzufriedenheit; auch hatte ihm ein Tourist gesagt — solche waren zur Zeit noch gar seltene Erscheinungen im Suldenthal — drüben im Welschland sei ewiger Sommer, und der mache alle Kranken gesund. Also geschah's, daß zum erstenmal seit Menschengedenken einer von Sulden die Heimat verließ.

Es litt ihn aber nicht lang draußen, schon nach wenigen Jahren kehrte er zurück, gesund, mit einem dunkeläugigen Weib, und es gab großes Aufsehen im Ort, weil die Fremde am hellichten Werktag goldene Ohrringe trug und ein farbiges Gehänge um den Hals.

Dieser Übermut hielt indes nur während der zwei Sommermonate an; der Welschen war's zu kalt da oben, und nachdem sie einen Buben mit kohlschwarzen Augen zur Welt gebracht, trug man sie auf den kleinen kahlen Gottesacker, wo außer ein paar dürren Lärchlein nichts Grünes fortkam.

Der kleine Hans Sepp wuchs auf; wenn die Witwe vom Nachbarshof ihren Aloisl herüberschickte, damit die Kinder zusammen spielten, kam der Bube nie anders als bitterlich weinend zurück, und in einem Zustand, der seine Thränen vollständig rechtfertigte.

Hörte der Kurat von dem gewaltthätigen Wesen des Hans Sepp, so lachte er, daß seine sämtlichen Zahnlucken zum Vorschein kamen und meinte, mit seinen kleinen Augen lustig zwinkernd:

„Er soll mir nur in die Schule kommen!"

Als aber das welsche Kind auf der Schulbank saß, war dem geistlichen Herrn, der zugleich das Lehramt in seiner Gemeinde verwaltete, das Lachen vergangen.

Wenn er sonst nach zweistündiger Schulzeit über sein wellenförmiges Wiesenland schritt, das Brevier in der Hand, den Kopf tief drin in den Schultern, mit seinen langen, dünnen, schwarz bestrumpften Beinen wie ein Storch ausschreitend, da hatte er, seine Gebete murmelnd, an weiter nichts gedacht, als an den möglichen Heusegen, sah ihn schon aufgespeichert an Ort und Stelle und blinzelte vergnügt zur Sonne hinauf: „Nur zu, nur recht kräftig, daß es ausgiebt —"

Jetzt aber fühlte sich der Herr Kurat gezwungen, immer wieder an den kleinen Kerl da auf der Schulbank zu denken, mit dem er gegen alles Herkommen nicht fertig wurde. Ein Kind, das auf die Lehre, daß Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen, ver-

ächtlich aus der Mitte seiner Genossen rief: „— die paar Hütten hätte er in einer Stunde fertig gehabt!" Ein Kind mit großen, sehenden Augen, die unter einem Wust blonder Haare wie zwei feuerige Kohlen hervorglühten und alles haben wollten, was ihnen begehrenswert erschien; ein kleiner heißer Streiter um sein eigenes Selbst, das die um ihn her nicht begriffen und einzuengen suchten, wie's dem Gebirgsbach geschah, wenn er im Frühjahr von oben herunter brauste und den Frieden des Thales gefährdete. Aber ihm, dem Bach, grub man ein Bett, wies ihm den Weg, daß er sich austoben und in wildem Ungestüm dem Thal zueilen konnte. Dem Hans Sepp wurde keine Bahn eröffnet, der thatendurstige kleine Mensch sollte sich in das beschauliche Leben fügen, wie man's da oben, angesichts des ewigen Winters, nicht anders kannte; diese grenzenlose Einsamkeit, die nie ein Vogelgezwitscher belebte, zeitigte auch nur stille Menschen; selbst der Kinder Lust klang wie gedämpft, wenn sie zu Füßen der Bergriesen ihre Spiele trieben.

Sie nannten den Hans Sepp den Bösen und stoben alle auseinander, wenn er daher kam, immer bereit, irgend eine in seinen Augen notwendige Strafe

an ihnen zu vollziehen, zu welchem Amte er sich kraft seiner Selbstherrlichkeit durchaus berufen glaubte.

Nur mit dem Vater machte er eine Ausnahme; derselbe litt wieder an einem Brustübel, und es lag ihm den ganzen Tag nichts andres im Sinn, als sich jenseits der Berge wieder die Gesundheit zu holen. Davon sprachen die beiden den lieben, langen Tag und freuten sich und lebten so mit ihrer Sehnsucht ein reiches inneres Leben, bis der Vater ein paar Gulden beisammen hatte. Da machten sie sich auf, kamen aber nicht weit, denn der Mann brach schon unterwegs an einem Blutsturz zusammen. Ein Fuhrmann brachte den Hans Sepp mit der Leiche seines Vaters heim; dem Wagen war ein Hund gefolgt, ein ruppiger, langhaariger Schäferhund, und als der Fuhrmann wieder abfahren wollte, hing sich das Kind an das Tier und wollte es nicht ziehen lassen, indem es unter Thränen behauptete, es habe ja sonst niemand auf der Welt.

Das rührte den Mann, und er zog ab und ließ seinen Hund zurück.

Der Hans Sepp blieb mit seinem Fex im väterlichen Hause wohnen; er wollte es so, und dagegen kam nicht einmal der Herr Kurat auf. Bei der

Witwe ging der kleine, selbständige Mensch in die Kost; da jedoch das, was die Frau kochte, nicht auch den Hund satt machte, klopfte der Hans Sepp mit seinem Zinnteller an allen zehn Höfen des Thales an, überall ein paar Brocken für seinen Kameraden heischend. Dabei wurde dieser mit glühender Eifersucht bewacht, durfte nichts von einer andern als seines Herrn Hand annehmen, und keinem, der ihn rief, Folge leisten. Da nun aber zur Zeit der Fex der einzige Hund im Dorfe war, so gab's für ihn der Anfechtungen gar viele, und wehe ihm, wenn er einer solchen zum Opfer fiel. Der Hans Sepp kannte im Strafen keine Grenzen und hieb zu, daß das Jammergeheul des Hundes das ganze Thal erfüllte.

Und so war und blieb er der Böse, dem jedes Kind aus dem Wege ging, und der sich auch von keinem Großen wollte meistern lassen.

Es war nicht nur eine Erlösung für den Hans Sepp, als er mit zwölf Jahren der dumpfen Schulstube entwachsen war; der Herr Kurat trabte noch einmal so vergnügt über seine hügeligen Wiesen hin, seit er von dem störrischen Buben befreit war, der von allen Dingen, die da gelehrt wurden, Grund

und Ursache wissen wollte, und ohne Beweisführung den Glauben verweigerte. Er that ein Übriges, indem er den Buben zu seinem Hirten machte und ihm dafür die Kleidung stellte; für die Kost kam die Gemeinde auf.

Der Aloisl aber hütete die zwei Kühe seiner Mutter, und so hatten die jungen Kameraden ihr Reich für sich — das ganze hintere Thal, vom brausenden Suldenbach aufwärts, durch den sich lang hinstreckenden Lärchenwald, bis zum Geröll und Felsgestein des himmelansteigenden Ortlers.

Der arme beschauliche Aloisl, der so gern still seiner Wege ging oder auf einem Baumstamm sitzend, sich selber unbewußt, die Morgenstille einsog, wenn er sich noch so geborgen wähnte, eh' er sich's versah, erscholl des Kameraden Stimme aus der Höhe, und er kam herunter gerast, seine Augen glühten, und er lachte aus voller Brust dem Kameraden entgegen: „Gelt, gelt aber, ich habe dich gefunden?“ So war es immer, er konnte nicht ohne den Aloisl sein und hatte er ihn gefunden, dann quälte er ihn. Wie auf der Lauer saß er, mit Augen, die ohne Unterlaß vom Aloisl zum Fex wanderten und wieder zurück. Er war überzeugt,

zwischen den beiden bestand eine geheime Liebe, und darum mußte ihnen aufgepaßt werden. Der Fex durfte nur ihm die Hand lecken, nur an ihm mit stürmischer Freude emporspringen; der andere ging ihn nichts an. Die geringste Liebkosung für diesen, nur ein freudiges Aufbellen, trug dem armen Fex erbarmungslose Schläge ein.

Als sich einmal der Aloisl voll Mitleid dazwischen werfen wollte, bekam er eins mit der Peitsche übers Gesicht, daß er einen blutigen Striemen davon trug. „Du hast deine Mutter, und der Fex gehört mir," wurde ihm bedeutet.

Also gaben sie sich die erdenklichste Mühe, der Fex und der Aloisl, das Wohlwollen, das sie für einander hegten, zu verbergen; nur ein unterdrücktes, wie ein Schluchzen klingendes Geheul entstieg der Hundekehle, wenn der Aloisl daher kam, der seinerseits — aber nur wenn er sich unbeachtet glaubte, schnell mit der Hand über den Kopf des Tieres fuhr. Der unglückselige Fex verriet dann immer die That des Aloisl durch das bodenlos schlechte Gewissen, das er zur Schau trug, und wenn er so einherschlich mit eingeklemmtem Schwanz und den funkelnden Blick seines jungen Herrn nicht auszu-

halten vermochte, dann wußte dieser schon, wie viel es geschlagen.

Hatte sich aber eine Kuh verstiegen, und es galt mit Gefahr des Lebens an schwindelnden Abhängen hinzuklettern, dann war der Hans Sepp an seinem Platz; denn nie war ihm wohler, als wenn er seine ganze Kraft an eine Sache setzen durfte, wenn sich's um Aufregungen handelte, um Kampf und Gefahren, einerlei welcher Art.

Nur im Frieden war er nicht zu gebrauchen. Es machte ihn traurig, wenn er des Abends heimging durchs Thal, und die Kinder ihm scheu auswichen; oder wenn er mit dem Aloisl am Tisch der Witwe saß, und sie allerlei freundliche Worte für ihren eigenen Buben hatte oder gar jammerte, wenn er wieder ein Zeichen heimgebracht von der Hand des gewaltthätigen Kameraden. Zornig warf er seinen Löffel auf den Tisch und ging hinüber in sein verwahrlostes Heim, wo die Spinnen ihr Wesen trieben, und die Fensterscheiben, vom Staub wie verschleiert, kaum ein gedämpftes Licht einließen. Da saß er in der Totenstille seiner Einsamkeit und schlang die Arme um seinen Fex und haßte sie alle, die Menschen, haßte sie grenzenlos und nahm sich

vor: Ihnen zu leid bin ich bös, denn sie alle miteinander verdienen's nicht besser.

Es war sein Schicksal, er mußte grausam sein auch gegen die, welche er liebte. Er riß im Schweiße seines Angesichtes junge Bäume aus dem Erdreich und schleppte sie hinunter zum Abhang, von wo er sie jauchzend dem tosenden Bach überlieferte; dann mußte der Fex herhalten und mit Gefahr seines Lebens dem reißenden Wasser den Raub abkämpfen, während der Aloisl droben vor Angst schrie und seinen Kameraden anflehte, von seinem Beginnen abzulassen. Da lachte der Hans Sepp und verhöhnte ihn, und obwohl ihm selbst das Herz vor Angst um seinen geliebten Fex zu zerspringen drohte, er gab nicht nach und hörte nicht auf mit Rufen und Befehlen, bis das Tier stolz und erhobenen Hauptes ihm die Beute zu Füßen legte.

Eines Tages hatte sich eine von des Aloisl's Kühen verstiegen; der Hans Sepp, sofort bereit, das Tier herbeizuholen, befiehlt dem Fex, bei der Herde zu bleiben und macht sich auf den Weg.

Nachdem er seine Aufgabe gelöst und die Kuh auf einen gangbaren Weg gebracht hatte, setzte er sich einen Augenblick nieder, um sich den Schweiß

von der Stirne zu wischen; plötzlich beugte er das Haupt weit vor und lauschte hinab; da unten, wo er den Fex gelassen, hörte er des Aloisl's Stimme. Er schlich, hinab und durch eine Lichtung der Bäume sah er den Aloisl und zu dessen Füßen den Fex, mit dem Kopf auf des Buben Knieen. Wie der Blitz brach der Hans Sepp durch die Bäume und rutschte jählings über Wurzeln und Stoppeln zu den beiden hinab. Der Hund heulte laut auf und krümmte sich wimmernd auf der Erde, als spüre er schon im voraus die Schläge, die seiner warteten. Und der Hans Sepp erhob den Stock und stürzte mit einem Wutgeschrei auf das Tier los. Aber der Aloisl ergriff den Kameraden beim Wamms und hielt ihn fest und keuchte es ihm ins Gesicht: „Böser — o du Böser!“

Da that der Hans Sepp einen Stoß mit der Faust gegen des Genossen Brust; der taumelte, überschlug sich und stürzte im nächsten Augenblick in den zischenden Bach hinab, der ihn verschlang.

Stunden waren vergangen; der Hans Sepp watete im Schnee, hoch droben, auf dem Kamm des Ortlers; er wußte nicht, wie er heraufgekommen war; besinnungslos vor Entsetzen war er dem Orte

seiner That enteilt, von dem Gefühl seiner Schuld getrieben wie mit Peitschenstreichen; blindlings über Spalten gesprungen, auf dem Bauche über Gletscher gekrochen. Und nun stand er oben, in der Ureinsamkeit des Bergriesen und vernahm nichts weit und breit, als das Atemholen seiner eigenen sündigen Brust.

Mit einem lauten Aufschrei brach er im Schnee zusammen.

Als er erwachte, lag er warm gebettet unter einem schützenden Dach; es fing eben an zu dämmern, ein dunkelbärtiger Mann beugte sich über ihn, lachte ihm zu und reichte ihm ein Glas Wein und ein Stück Brot. Hans Sepp setzte sich auf und aß und trank. Von dem, was der Mann zu ihm sagte, vermochte er nichts zu verstehen, aber so viel wußte er, daß er sich in der auf dem Kamme des Ortlers errichteten Schutzhütte befand, und die Männer, die sich um ihn her bewegten, Bergsteiger waren. Nachdem sich diese überzeugt hatten, daß der Bub, den sie im Schnee aufgefunden, lebte und mit Appetit aß, streckten sie sich unverzüglich auf ihren Pritschen aus, denn eine Verständigung blieb ausgeschlossen, da sie Italiener waren.

In der Frühe, als sie aufbrachen, wollte sich ihnen der kleine Mensch ohne weiteres anschließen; sie zeigten hinunter in sein Heimatthal, ob er dahin gehöre, aber er schüttelte den Kopf, als ginge es ihn nichts an; auch von Trafoi jenseits des Ortlers wollte er nichts wissen. Auf das Gebaren der Männer hin, die ihn durchaus nicht mitnehmen wollten, blieb er endlich zurück, auf der Schwelle der Hütte kauernd, wie in sein Schicksal ergeben.

Die Wanderer schritten über den hintern Grat des Ortlers, angeseilt, einer an den andern, mit Steigeisen und Pickel bewaffnet. Als sie, einen Augenblick von ihren Mühsalen rastend, sich umschauten, sahen sie zu ihrem Entsetzen den Buben hinter sich herkommen; nur mit einem Stock versehen, kletterte er die schmale Kante entlang, rechts und links schwindelnder Abgrund; dem kaum Vierzehnjährigen schien das Leben keinen Deut zu gelten.

Einer der Männer kam ihm ein Stück entgegen; dann nahmen sie ihn in ihre Mitte, nachdem sie ihn mit dem Nötigsten versehen hatten.

Fünf Tage gingen so hin unter allen erdenklichen Strapatzen, unterbrochen von einer gelegent-

lichen Rast in den da und dort für die Bergsteiger errichteten Schutzhütten.

Der Unternehmer der Tour war ein junger Italiener mit seinen drei Führern, von denen der Kühnste, den sie Felice nannten, in des Hans Sepps Augen der Held war; ihm nachzueifern und ähnlich zu werden, war fortan sein ganzes Bestreben; als Felice der Alpenstock in eine Lawinenrinne hinuntersauste und kein Mensch daran dachte, ihn wieder zu holen, war's der Hans Sepp, der in aller Stille die That unternahm.

Die Männer hatten sich auf dem Plateau des Hochjoches, an einer windgeschützten Stelle gelagert und mit Speise und Trank gestärkt, als der Bub völlig atemlos, mit leuchtenden Augen auf den Felice zutrat und ihm seinen für verloren gegebenen Alpenstock hinreichte. Der junge Italiener, ganz hingerissen von des kleinen Mannes That, griff in die Tasche und schenkte dem Hans Sepp einen blanken Gulden. „Braver, Braver", nickte er ihm zu, mehr wußte er nicht von deutschen Lauten, aber diese reichten hin, dem Burschen die Röte der Scham in die Stirne zu treiben.

Wie es ihm plötzlich wieder in den Ohren

gellte, das — Böser, o du Böser — jene letzten Worte des im Bach verschwundenen Aloisl. Unter den Gefahren, wenn ihm die Anstrengung Denken und Fühlen raubte, schwieg jene innere Stimme, um ihn dann freilich in den Augenblicken der Ruhe um so lauter zu verfolgen. Wo war sie nun hin, die ihn so plötzlich durchzuckende Freude über das erste Geld, das seine Hand umschloß?

Er war der Brave nicht, für den die Männer ihn hielten — der Aloisl war tot durch ihn, für immer von der Welt genommen; es gab keine Sonne mehr für den Armen, keinen Feiertag, nichts mehr, was ihn freuen konnte.

„Ich darf auch nichts haben,“ flüsterte eine innere Stimme in des Hans Sepps Brust, „für mich soll's auch keine Freude mehr geben auf Erden —“

Und mit einem tiefen Seufzer und Thränen an den Wimpern, ließ er sein Geldstückchen zwischen eine Felsspalte gleiten; es war eine That für ihn, und er glaubte allen Ernstes, halbwegs wenigstens, den lieben Gott versöhnt zu haben. Allein trotzdem, auf der ganzen Wanderschaft, nie wieder überkam ihn auch nur ein einzigesmal jene plötzliche Fröhlichkeit, wie sie ihn daheim so oft erfaßt, daß

er wie ein Verrückter schreien und jauchzen mußte, als warte auf ihn irgend ein großes, unermeßliches Glück.

O ja, er hatte es schön gehabt, wenn schon er mit allen in Fehde gelebt; jetzt aber hatte er sein Recht verwirkt und durfte nie wieder Gericht halten über die andern, denn von allen Menschen hatte er das Schlimmste gethan.

Nach dem Suldenferner ging's hinüber zum Cevedale, und von da hinab, in die jenseitige Welt, den Thälern zu, wo die Orangen blühen. Der Hans Sepp lief immer hinter den Männern her, nun aber, da er die Heimat im Rücken hatte und das kleine Thal seinen Blicken entschwunden war, sah's gar jämmerlich in seinem Innern aus; blutenden Herzens sehnte er sich nach seiner öden Hütte, nach seinem Hund, der ihn verlassen; daß er es gethan, daß der Fex ihm nicht nachkam, daraus ersah er erst recht die Schwärze seiner Schuld.

Drunten, in der Osteria eines kleinen italienischen Dorfes, trennte sich der Herr von seinen Führern, und auch diese gingen jeder seiner Wege. Der Hans Sepp aber wich nicht von der Seite des

dunkelbärtigen Felice, und dieser meinte lachend, indem er den Buben auf die Schulter schlug: „Nun, so komm' mit —"

Es war eine wunderbare Welt, die sich vor dem kleinen Hochländer aufthat, ihm so unbegreiflich, mit ihrem Sonnenschein, ihrer Lebendigkeit und üppigen Farbenpracht. Aber der sonst für alles Neue so empfängliche Bursche war nicht mehr; er ging mit einem Riß in der Seele, mit einer weit klaffenden Wunde, die ihn unaufhörlich schmerzte und bedrängte und ihm die Fähigkeit raubte, sich wie früher rückhaltlos seinen Eindrücken hinzugeben.

Außerhalb einer kleinen rebenumpflanzten Ortschaft lag des Felice Hütte, wie ein Schwalbennest an einer hohen Mauer geklebt, die von dichtem Epheu umsponnen, aus einem Haufen von Schutt und Gestein ragte. Man erkannte an den bogenförmigen Eingängen der sich lang hinstreckenden Steinwand und an der zellenartigen Fensterreihe, daß es die Baureste eines alten Klosters waren, dessen Herrlichkeit allein das Pförtnerhäuschen überdauert, während rings umher eine Mauer nach der andern zusammengestürzt war.

Felice und sein junger Begleiter mußten erst

ganze Berge von Schutt übersteigen, bis sie zum Eingang der Hütte gelangten. Hier empfing sie ein hageres, ungekämmtes Weib mit einem unbeschreiblichen Aufwand von Geschrei; wieder war eine Wand zusammengefallen, und sie hatte müssen den ganzen Tag Schutt fahren, nur damit es möglich war, in das Haus zu kommen.

Jetzt aber war's an ihm, dem Felice, den Weg entgültig vom Gestein zu befreien, und sie verschwor sich hoch und teuer, nichts zu essen bekomme er, wenn er nicht arbeite.

Der Mann schob den Buben zwischen sich und das keifende Weib, den habe er mitgebracht, damit er die Arbeit thue; er sei ein hergelaufener Bursch, der froh sei um ein bißchen Essen und einen Platz hinterm Herd.

Der wurde ihm, und zu essen bekam er auch; allein so wenig verwöhnt der Hans Sepp von Haus aus war, seine kleine Hütte, mit den blinden Fensterscheiben, dünkte ihm ein wahres Herrenheim im Vergleich zu der vor Schmutz starrenden, über alle Begriffe unordentlichen Häuslichkeit des Felice; der selber war wie ausgewechselt, that nichts als rauchen und auf der faulen Haut liegen und schickte jeden

heim, der ihm seine Schuhe zum Ausflicken brachte; denn Felice war seines Handwerkes Schuhflicker, rührte aber keine Arbeit an, so lang er von seinem Führerlohn zu zehren hatte.

Zwanzigmal im Tag fuhr das Weib mit dem Kopf in den kleinen Raum neben der Küche und schrie den auf einer Bank lungernden Felice an:

„Thust wieder nichts, du Faulpelz! dann magst auch zerrissen herumlaufen und zuschauen, wer dir dein Zeug flickt —"

Laut krachend flog die Thüre zu.

Nach ein paar Augenblicken wurde sie wieder aufgerissen und Felice steckte den Kopf in den Küchenraum:

„Thust du vielleicht etwas, du miserables Weib, du unnützes?"

„Nein," kreischte sie, „nein, nein, ich rühre nichts an, so lang du nichts thust!"

Ein Fluch aus dem Munde des Mannes, und die Thüre flog abermals ins Schloß.

So oft aber die beiden vor das Haus traten, um nach dem Buben auszuschauen, sie betrafen ihn nie anders, als thätig. Sein rundes, braunes Gesicht war ganz schmal geworden, und seine früher so

blitzenden Augen glimmten ernst und düster wie erlöschende Kohlen.

Er hatte sich in den Kopf gesetzt: „Wenn ich all den Schutt, der um das Haus liegt, in den Steinbruch gefahren habe, verzeiht mir vielleicht Gott —“

Und obgleich ihm das Heimweh fast die Seele aufzehrte, er wischte sich mit dem Rücken der Hand trotzig die Thränen von den Wangen und biß die Zähne aufeinander.

So war die Weihnachtszeit herangekommen; es regnete wohl manchmal, aber kalt war es nicht, und der Hans Sepp erachtete es für ein besonderes Unglück, in einem Lande leben zu müssen, dem der Winter keinen Schnee brachte. Jetzt hatte sie längst sein geliebtes Hochthal eingehüllt, die weiße, glitzernde Decke, und still und friedlich lebte jeder in seiner Hütte. Zwar, die zwei sich beständig ihre Faulheit vorwerfenden Menschen schienen sich mit einemmale eines andern besonnen zu haben; Felice hatte den Anfang gemacht; das fremde Kind da draußen, das nie müde wurde, seinen Schutt aufzuladen und zum Steinbruch zu fahren, hatte es ihm angethan; ein Gefühl der Scham bemächtigte sich des Mannes,

und eines Tages machte er sich in aller Stille über seine Gerätschaften her und begann zu arbeiten.

Kaum aber hörte ihn das Weib in seiner Bude hämmern, als sie schleunigst zur Nadel griff und wie von Sinnen darauf los nähte.

Draußen der Bub verwunderte sich:

„Sie schlagen ja gar keine Thüren mehr zu —“

Er sollte eine noch größere Überraschung erleben; er hatte ohne ein Wort der Klage die unbeschuhten Füße mit alten Lappen zu umwickeln gesucht und seine zerfetzte Jacke mit Nadeln zusammengesteckt. Da — am Weihnachtsmorgen fand er vor seinem Lager ein Paar gute, nägelbeschlagene Schuhe und ein buntfarbiges, baumwollenes Hemd.

Das hatten sie ihm heimlich hingelegt, der Felice und sein Weib; als sich der Hans Sepp aber bei ihnen bedanken wollte, lachten sie ihn aus, und keines wollte von der Sache wissen.

Mit der Zeit jedoch schämten sich die beiden ihres Fleißes immer weniger, und als das Frühjahr kam, mühte sich nicht mehr der Bub allein mit dem Schuttfahren ab, auch Felice und sein Weib fuhren im Schweiße ihres Angesichts ihren Karren zum Steinbruch.

Und so stand eines Tages die Hütte auf geebnetem Boden, und ringsumher, in die feuchte Erde, streute das Weib den Samen zu kommendem Wohlstand.

Felice aber sagte zu dem Buben, den die milde Frühlingsluft um seine letzte Kraft zu bringen drohte:

„Wie ist's, kommst mit, morgen geht's über den Cevedale?"

Dem Hans Sepp blieb die Antwort in der Kehle stecken; er ging rasch weg, um seine Erregung nicht zu verraten.

Am andern Morgen stand er schon in aller Frühe vor dem Häuschen; alles hatte er sich aufgepackt, beide Rucksäcke, Pickel und Seile; sein Antlitz glühte vor Eifer. Felice lachte laut auf, nahm das meiste an sich, und so schritten sie selbander davon. Das Weib kam ihnen nachgestürzt:

„Bring' ja den Buben wieder mit," empfahl sie ihrem Gatten; dann machte sie ein Kreuzeszeichen auf des Hans Sepps Stirne: „Du warst unser guter Engel —"

Unterhalb des Cevedale trafen Führer und Touristen zusammen, und der Aufstieg begann.

O die Heimatluft, die kräftige Luft der Alpen, sie gab der kleinen schuldgepreßten Brust des Verbannten den ersten glücklichen Augenblick wieder!

Und als er erst oben stand und sein Thal überblickte, tief drunten, nicht größer als die Fläche einer Hand, da vergaß er alles, was bisher wie ein Alp auf seiner Seele gelegen und jauchzte hinaus, daß es von den Bergen widerhallte.

Felice aber, der hinter ihm gestanden, klopfte ihm mit einem bedeutungsvollen Lächeln die Schulter:

„So, jetzt weiß ich auch, wo deine Heimat ist —“

Der Hans Sepp wurde dunkelrot:

„Aber ich bleibe bei dir, Felice,“ flüsterte er.

„Und warum?“ fragte der Mann.

„Ich will ein großer Führer werden,“ lautete die ausweichende Antwort des Buben.

Des Morgens in der Frühe, bevor sich noch einer in der Schutzhütte, wo man genächtigt hatte, rührte, schlich der Hans Sepp hinaus, ins Freie; es tagte eben; er nahm den Weg über die kolossalen Moränen, den Ablagerungen der Fels- und Eisabstürze, welche den Ebenwandferner mit dem Ortler verbinden. Dorthin strebte der Hans Sepp mit

heißer Ungeduld; im Lärchenwald konnte er sich verbergen und hinabsehen in sein Heimatthal — vielleicht daß er den Fex erblickte —

Über der Ortlerspitze zeigte sich das erste Frührot, als der Hans Sepp zur Stelle kam, von wo aus er sein geliebtes Thal zu überblicken vermochte, ohne daß er Gefahr lief, von unten gesehen zu werden. Zitternd stand er zwischen dem dichten Gestrüpp der hohen und niedrigen Bäume und lauschte, ob nicht etwa ein Hirte die Kühe daher trieb.

Plötzlich schrak er zusammen, der dumpfe Knall eines Geschosses war an sein Ohr gedrungen, gleich darauf ertönte Gesang, und die Glocken des Kirchleins läuteten feierlich zusammen.

Jetzt wußte es der Hans Sepp; sie hatten einen Bittgang drunten — und er riß den Hut vom Kopf und preßte ihn mit seinen hagern Händen krampfhaft gegen die Brust; mechanisch, mit heiserer Stimme sang er die wohlbekannten Lieder mit, dieweil sein Blick dem roten Baldachin folgte, unter dem der Herr Kurat, mit dem Allerheiligsten in den Händen, über die Wiesen schritt. Und er, er da oben war ausgestoßen, durfte sich nie mehr in den vertrauten Kreis mischen — er war der Böse, vor dem die

da unten, die nie etwas Böses gethan, voll Abscheu das Antlitz wenden würden. Nein, er mußte wieder gehen, er durfte ihnen nicht vor die Augen treten, nur warten wollte er noch und hinabschauen, bis er den Fex gesehen. Er hatte ja doch so fleißig gearbeitet, den ganzen Winter lang, rechnete er dem lieben Gott vor, dafür könne ihm schon eine Gnade zu teil werden. Mehr, das wußte er, hatte er kein Recht zu verlangen; später, wenn er ein großer Führer geworden war und tausend Gefahren bestanden und vielen Menschen das Leben gerettet hatte, dann durfte er vielleicht wieder heimkommen und die Schwelle seines Hauses betreten, was ihm der Inbegriff aller Glückseligkeit erschien.

Die Prozession war zu Ende; nur ein leiser Pulverdampf zog noch über das Thal hin; die Leute gingen heim — durch die Wiesen, über den Bach, oder am Waldesrand entlang.

Der Hans Sepp beugte sich vor; verzehrend haftete sein Blick an dem kleinen Haus, das ihm gehörte, und in das keiner hineinging, obwohl die Thüre offen stand — warum stand sie offen? Großer Gott, da erhob sich's von der Schwelle und richtete sich auf und schnoperte in die Luft — der Fex — der Fex!

Dem Buben stürzten die Thränen aus den Augen, er streckte die Arme aus, er wollte rufen, aber nur ein heiserer Laut drang aus seiner Kehle.

Der Hund lief hinunter auf die Wiese, hinter einem Hirten her, der mit der Peitsche knallte. Die Thränen verhinderten den Hans Sepp, recht hinzusehen, und er wischte sich die Augen, heftig, zornig — wem lief sein Fex nach, wer war jetzt sein neuer Herr?

Im nächsten Augenblick stand der Hans Sepp wie eine Bildsäule da oben, mit weit aufgerissenen Augen, als sehe er am helllichten Tag Gespenster. Dann raste er hinab; drunten, der Fex, stieß ein markerschütterndes Geheul aus; ein paar Minuten später und der Hans Sepp stand vor seinem Kameraden Aloisl.

„Jesus," schrie dieser auf, „wir haben ja alle Tag für dich gebetet, Hans Sepp?"

„Bist nicht ersoffen?" lautete dessen erste Frage.

Der Aloisl schüttelte den Kopf: „Der Fex hat mich aus dem Bach gezogen — schau, jetzt meint er, du haust ihn wieder, und hat Angst vor dir. Wie die Männer dich suchten, haben sie ihn droben auf dem Ortler gefunden, halb verhungert, mit er-

frorenen Pfoten; kraxeln kann er nimmer, aber vor deinem Haus hat er alle Nacht gelegen und nach dir gejammert. Gottlob, daß du wieder da bist," schloß der Aloisl seinen Bericht, „und wir haben heut' zum Glück grad Knödel und Speck."

Der Hund hatte sich trotz seines schlechten Gewissens nicht länger zu halten vermocht und war dem Hans Sepp bis an den Hals gesprungen. Der Bursche umschlang das Tier und drückte die Wange an seinen Kopf.

„Aber," meinte der Aloisl, „so sag' mir doch, wo warst denn so lang, Hans Sepp?"

Der deutete mit der Hand nach dem Ebenwandferner:

„Dort drüben," murmelten seine Lippen, „weit, weit dort drüben" — dann blieb sein Auge mit einem Ausdruck plötzlichen Erstaunens an des Kameraden Gesichtszügen hängen; ein wenig gewachsen war er, der Aloisl, sonst hatte sich nichts in seinem stillen, schläfrigen Gesicht verändert — er aber — der Hans Sepp atmete tief auf, und etwas wie ein Schauer ging ihm durch die Seele — er war ein andrer geworden, ein ganz andrer — er war kein Böser mehr.

Frau Marey Christmeß.

Es war zur Nachmittagszeit; hoch droben an einem Bahnwartshäuschen der Schwarzwald-bahn ging die Thüre auf, und ein Weib streckte den Kopf in die schneeige Landschaft hinaus; sie fuhr aber im nächsten Augenblick wieder zurück. Drinnen in der überheizten Stube lag der Mann auf dem Bett und fieberte; es hatte ihn plötzlich angefallen, er wußte nicht wie; nun wollte er nichts hören und nichts sehen, sondern schlafen.

Das Weib hatte einen heißen Thee gekocht und ihn dem Manne aufgenötigt; sie hoffte, ihn damit munter zu machen, denn der Jockele, der einzige Bub, lag ihr schon den ganzen Tag in den Ohren: „Aber gelt, Mutter, jetzt gehst hinunter und holst mir 'was zu Weihnacht — schau, 's Bäumle

steht schon im Topf, jetzt brauch' ich nur noch Äpfel und Nüss' und einen recht großmächtigen Herzlebkuchen."

Und wenn sie sich dann in Gottesnamen in ihr Tuch hüllte und von dem Buben zur Thür zerren ließ, überkam sie plötzlich wieder eine Angst um den laut atmenden Mann, und sie kehrte an dessen Bett zurück.

Der Jockele brach endlich in bitteres Weinen aus; daß er am heiligen Abend nichts als ein nackiges Bäumchen haben sollte, schien ihm das Schmerzlichste, was es auf dieser Welt gab. Da raffte sich die Frau auf: „Mann," sagte sie, „in zwei Stunden bin ich gut wieder oben, 's ist halt doch Weihnacht, da soll kein Kind leer ausgehen, meinst nit, daß ich dem Büble 'was holen könnt'?"

„Ja, ja," nickte der Bahnwart, „geh, 's ist mir nur ein bißle dumpf; wenn ich ausgeschlafen hab', wird's besser sein."

„Hör', Jockele," wandte sich die Frau an den Buben, „paff' genau auf, wenn der Zeiger auf fünf Minuten vor fünfe steht, weckst den Vadder und holst ihm die Flagg' und ruhst nit, bis er draußen steht, wann der Zug kommt — hast gehört, ruhst nit — ich bind' dir's auf die Seel'."

Jockele versprach: „Ich ruh' nit, Mutter, und gelt, vergiß nit, Äpfel brauch' ich und Nüss' die Meng' und einen großmächtigen Herzlebkuchen."

Die Frau kämpfte schon draußen mit Schnee und Wind, als ihr die helle Kinderstimme noch nachtönte:

„Mit Mandeln drin, Mutter, und behüt' dich Gott, und grüß mir's Christkindle schön, wenn's unterwegs ist."

Alsdann verfügte sich Jockele zu seinem Bäumchen, starrte es an und klatschte von Zeit zu Zeit in die Hände, denn er sah im Geist schon alle Zweiglein voll Äpfel und Nüsse hängen. Die Mutter konnte zwar erst gegen sechs Uhr wieder oben sein, und es schlug eben vier; nichtsdestoweniger lief Jockele schon jetzt vor die Thüre und schaute nach ihr aus und kam dann jedesmal, den blonden Kopf voller Schneeflocken, in die Stube zurück. Hierauf pflanzte er sich mit großer Gewissenhaftigkeit vor die gelb und rot gemalte Uhr und sah den Schwingungen des Perpendikels zu, der von außen über das Zifferblatt hing, und dessen Ticktack von einem uralten, Staub und Spinnen durchwobenen Dasein erzählte.

Endlich — es war nicht zu verkennen, stand der Zeiger da, wo die Mutter es ihm gezeigt hatte,

und Jockele verfügte sich zum Bett des schlafenden Vaters und rüttelte ihn an den Schultern. „Vadder," schrie er ihm in die Ohren, „der Zug!"

Der Mann lag in tiefem Schlaf; auf den Thee hin war ihm der Schweiß ausgebrochen, ein schwerer Traum schien ihn zu belästigen, und als das Kind sich über ihn beugte, schlug er nach ihm. Jockele jedoch ließ sich nicht irre machen, er wußte, was auf dem Spiele stand, versäumte der Vater seine Pflicht. Er holte die Flagge herbei und drückte sie dem Vater in die Hand, er schleppte den schweren Mantel durch die Stube zum Bett, er schrie und zerrte und riß an dem Schlafenden — vergeblich! Jetzt ertönte draußen das Signal.

„Jesus im Himmel," schrie der Bub, „der Zug, Vadder, steh auf — schnell — hör' mich doch, so hör' mich doch!"

„Ja, ja," murmelte der Mann, „bin schon da" — und kehrte sich gegen die Wand.

„Da muß halt ich hinaus," sagte sich der Bub, „denn eins muß draußen sein."

Kurz entschlossen fuhr er in den langen schweren Mantel des Vaters, zog die Kapuze über den Kopf, nahm die Flagge und kam gerade noch recht an Ort

und Stelle an — denn wenige Augenblicke später dampfte der Zug herbei, an der wunderlichen kleinen Gestalt vorüber; der Schnee hatte Jockele dicht eingehüllt, mit großem Ernst präsentierte er die Flagge, und gar lieblich lugte sein rosiges Kindergesicht aus der schneebedeckten Kapuze heraus — ein verwehtes Christkindchen auf einsamer Höhe.

Als solches mochte er vielleicht der jugendlichen Gestalt erschienen sein, die unter dem offenen Fenster eines Coupes stand und in die stille Christnacht hinausschaute, denn sie winkte plötzlich mit der Hand, und im nächsten Augenblick flog dem Jockele aus dem vorüberfahrenden Zuge ein Gegenstand vor die Füße; er hob ihn auf und eilte damit ins Haus; dort ließ er den schweren Mantel des Vaters fallen und eilte zum Fenster, um beim hellen Scheine des winterlichen Mondes sein Geschenk zu betrachten. Es war eine kleine feine Ledertasche; er öffnete sie und fand sie mit fast lauter neuem Silbergeld angefüllt. Da schrie der Jockele vor Freuden laut auf; an einen Geber dachte er nicht; es war ja Weihnacht, kein Wunder also, wenn Geschenke vom Himmel fielen. „So, jetzt putz' ich 's Bäumle," sagte sich Jockele, „die Mutter wird schauen."

Und er begann die Zweige der kleinen Tanne mit Silberstückchen zu belegen, was keine geringe Mühe war, denn sie fielen immer wieder herunter, so daß Jockele schließlich ganz erschöpft den Kopf in die Arme legte und so unter seinem silberbestreuten Bäumchen sanft und fest einschlief. Er hörte nichts von der Heimkehr der Mutter, die ganz beschneit und keuchend vor Anstrengung, in die Stube trat; erst setzte sie ihren Korb ab, dann eilte sie an das Lager des Mannes; er atmete ruhig und gleichmäßig; auf dem Boden lag sein Mantel. Er hatte also seiner Pflicht genügen können. — „Gott sei Dank," stammelte das Weib und wandte sich zum Fenster, wo das Bäumchen stand und ihr Büblein saß und sich nicht rührte. — Leise auf den Zehenspitzen, trat sie mit ihrem Korb voll Äpfel und Nüsse, den Herzlebkuchen in der Hand hinter den Stuhl des Kindes. Aber was war das — schien der Mond so glänzend heute, daß es silbern aus dem Bäumchen schillerte und ebenso aus dem lockigen Haar des Jockele? Die Frau streckte die Hand aus und fuhr über das Haupt des Kindes — da flog's rechts und links, silbern aufklingend, zur Erde. „Jesus Maria!" schrie sie auf; der Jockele fuhr in die Höhe, starrte

erst ein wenig erschrocken drein und rief dann, indem er ganz ausgelassen vor Freude von einem Bein aufs andere hüpfte: „Jawohl, jawohl, 's ist alles mir — schau' nur, schau', Mutter!"

Die Frau machte vor allen Dingen Licht; jetzt erwachte auch der Mann, mit beiden Füßen vom Bett springend. „Herrgott," sagte er, „der Zug ist vorbei — du warst doch draußen, Frau?"

Sie wurde kreideweiß: „Ich komm' ja eben erst heim."

„Aber ich war draußen," erklärte Jockele; „wie der Vadder gar nit hat aufwachen wollen, hab' ich eben die Flagg' genommen und den Mantel und hab's ganz recht gemacht, und niemand hat mich kennt, aber 's Christkindle hat mir vom Himmel 'runter einen Haufen Geld geworfen, lauter neu's."

Der Bahnwart, noch ganz elend von seinem überstandenen Fieberanfall, ließ sich mit zitternden Knieen auf den nächsten Stuhl nieder: „Bist wirklich draußen gestanden?" fragte er.

„Freilich," versicherte Jockel, „kannst ganz ruhig sein, Vadder."

„Das ist einer," schluchzte die Frau auf, „der

wird noch einmal General — 's sind gewiß zehn Mark, Mann, schau her!"

Auf dem Tische lag das lederne Täschchen, und Jockele erklärte: „Das Ding da ist auf mich zugeflogen, gerad' wie ein Vogel vom Himmel."

Die Bahnwartsfrau untersuchte das Täschchen und fand darin eine Karte, „a merry Christmas" stand darauf. Es dauerte lang, bis sie sich die Worte zusammenbuchstabiert hatte. Endlich meinte sie: „Aha, 's ist die Frau Marey Christmeß — Gott segne sie, 's muß eine seelengute Frau sein."

„Halt, wahrscheinlich dem Christkindle seine Mutter," erklärte Jockele und machte sich über seine Äpfel und Nüsse her.

Der Engel mit dem verhüllten Antlitz.

Hoch über der Schlucht, in deren unabsehbaren Tiefe die wilde Alb ihr tosendes Lied sang, lag das kleine Wälderdorf, etwas zurück, einem Hügel zu, auf dessen Mitte Kirche und Wirtshaus thronte; dahinter lag der Wald und vorn am Abgrund, die Wiese; schroffe, jäh aus der Schlucht steigende Felswände umschlossen sie, und hier, unter einem mit Moos bewachsenen Felsstück stand ein Bilderstock, er stellte in roher ungeschickter Zeichnung einen Engel dar in blauem Gewand, wie er in ein rotes Taschentuch weinte; darunter stand: „Herr, sei der armen Kleinen gnädig."

Eine Mahnung an jene Männer des Dorfes, die dem Laster des Trunkes ergeben waren und wegen ihrer Rohheit, Faulheit und Diebsgelüste in der ganzen Umgegend des traurigsten Rufes genossen.

Der es aber am schlimmsten von allen trieb, hieß Balthes Trönkle; so lang er noch einen Groschen im Sack hatte, fand er den Weg nicht nach Hause, und es kümmerte ihn wenig, daß derweilen seine Kleinen in der dunklen Stube des am Ende des Ortes gelegenen Hauses ängstlich auf sein Kommen harrten. Diese Angst aber steigerte sich zur Verzweiflung, wenn hinten aus dem Stall das jämmerliche Meckern einer Ziege keine Ende nehmen wollte.

„Wenn sie doch auf der Stell' sterben thät." — Wie oft schon hatten die Kleinen dem nächtlichen Himmel diesen Wunsch unter heißen Thränen anvertraut!

So auch eines Abends; die Kinder standen am Fenster und starrten ratlos in die Nacht hinaus, dieweil der Mond, der eben hinter einer schwarzen Wolke hervorkam, das trotz Not und Entbehrung rundliche Kindergesicht des größern Mädchens lieblich verklärte; neben ihr aber, bleich und streng, mit Augen wie die einer Katze, lehnte die Schwester; in ihrem Rücken erhob sich ein Höcker, und sie umklammerte den sonnenverbrannten Arm der Kleinen mit dürren, stahlharten Fingern.

„Wir wollen sie tot machen," sprach sie im Flüsterton, „ganz tot, dann brauchen wir kein Futter mehr zu stehlen und keine Angst mehr zu haben vor dem

Feldschütz — dann hört sie auf mit ihrem Meckern, und wir kriegen keine Schläg' mehr —"

Und plötzlich sich eng an die Schwester schmiegend: „Bring' du sie um, Lenle, bring' du sie um —"

Das Kind schüttelte den Kopf: „Immer ich — immer ich —"

„Weil du stark bist, dir thun die Knochen nicht so weh, wenn er haut, aber mir, o mir!"

Die Augen der kleinen Buckligen schillerten, und über ihre unkindlichen Züge ging ein nervöses Zucken.

„Stoß' ihr die Stricknadel hinein ins Ohr," fuhr sie zu sprechen fort, „das merkt niemand, und dann ist sie gestorben; es geht schnell, nur recht zustoßen, dann ist's aus —"

Sie verschwand im Dunkel der Stube und kam mit einer Nadel zum Fenster zurück.

„Nimm, nimm," drängte sie.

Aber das Lenle wandte sich von ihr ab:

„Geh' mit deiner Nadel, du — ich mag nicht —"

Die Schwester lachte hart auf: „Dann mach' ich mich selber tot -- o ja, ich thu's — besser, man liegt im Grab, als alle Tag Schläg' — kannst allein dein Futter suchen, wirst schon sehen, wie dir's geht —"

„Gieb her!" schrie das Lenle auf und verließ mit der Nadel die Stube.

Im Stall, die Ziege warf sie fast um, so prallte sie auf das Kind los, mit vorgestreckter Schnauze nach dessen Händen haschend.

„Hab' nichts," seufzte das Lenle, „aber komm, sei schön still, sonst muß ich dich umbringen —"

Sie streichelte das Tier und gab ihm gute Worte; da dies nicht half, versuchte sie dem widerspenstigen Geschöpf die Schnauze mit der Schürze zu umwickeln; da that das Tier erst recht verzweifelt, und die Kleine stürzte eilig vor die Thüre und lauschte in die Nacht hinaus, ob der Vater nicht komme.

Dann kehrte sie in den Hof zurück und starrte hinauf zum Lindenbaum, im Nachbarhaus. Wenn sie von dort eine Schürze voll Blätter hätte holen können — aber der Nachbar, der Feldschütz, war auf seiner Hut; ein großer, grimmiger Hofhund bewachte das Eigentum seines Herrn. Lenle näherte sich dem Gatter und lauschte hinüber, dann erhob es die Hand und griff vorsichtig in die Zweige des Baumes; der Hund schlug an, und voll Schreck fuhr die Kleine zurück.

Aus dem Nachbarhaus aber trat eine Frau, rief mit leiser Stimme den Hund beim Namen und holte ihn zu sich herein; das hatte sie schon oft so gethan, denn dem kinderlosen Weib floß das Herz über vor

Mitleid mit den armen Kleinen drüben. Sie war der Meinung, daß man sich ihrer annehmen müsse, allein ihr Mann, der Feldschütz, wollte nichts davon wissen und fertigte sie immer wieder mit der Weisung ab: jeder kehre vor seiner Thüre — denn er sah es auf der Welt nicht ein, Gutthaten an solche zu verschwenden, die auf nichts weiter bedacht waren, als das Eigentum anderer zu gefährden. Auch der Pfarrer und der Bürgermeister, die die Frau für das Schicksal der Kinder des Trunkenboldes zu interessieren suchte, hatten nur ein bedauerliches Achselzucken für ihren Vorschlag, die Kleinen von dem rohen Manne wegzunehmen.

Er ist nun einmal der Vater, hieß es — und außerdem — der Trönkle galt für einen, der sich nicht lang besann, mit dem ersten besten Stuhlbein den ersten besten Schädel einzuschlagen — wer wollte mit so einem zu thun haben?

So that denn die Frau in aller Stille und für sich, was sie für das richtige hielt; allein so sehr sie sich auch bemühte, das Lenle, dessen allezeit freundliches Gesichtchen es ihr angethan, an sich heranzuziehen, die Brigitt ließ es nicht zu; sie erlaubte nicht, daß die Schwester der Nachbarin Haus betrat,

und das Lenle stand ganz unter dem Bann der um zwei Jahre ältern und so viel klügern Brigitt; es nahm wohl jede Gabe, die ihr die Nachbarin reichte, freudig in Empfang, lief aber gleich damit zur Schwester, die in allen Dingen den Hauptanteil für sich in Anspruch nahm. Indes dem sonnigen Gemüt des Kindes konnten auch die schwärzesten Ungerechtigkeiten nichts anhaben; es saß jetzt ganz vergnügt im Innern des Baumes, ließ geschäftig Blatt um Blatt in das aufgehobene Schürzlein gleiten und sang dazu, aller Not vergessend, mit silberhellem Stimmlein in die laue Sommernacht hinaus. Und die Frau des Feldschützen stand lauschend am Fenster und murmelte seufzend vor sich hin:

„Warum gehört das Kind nicht mir?“

Unterdessen taumelte Balthes Trönkle, der Vater, in völliger Trunkenheit die Landstraße einher und brauchte fast eine halbe Stunde zu dem fünf Minuten langen Weg, vom Wirtshaus bis zum Ende des Dorfes.

Als Trönkle sich seinem Hause näherte, ließ er das Fluchen, das er den ganzen Weg her keinen Augenblick ausgesetzt, plötzlich bleiben, reckte den Hals nach dem Stall hin und verharrte so in längerm

Lauschen; es war offenbar, die Ziege hatte ihr Futter bekommen, denn sie war still, und Trönkle riß die Hausthüre auf und taumelte in die Stube. Die Kinder lagen schon droben, auf der obersten der steingedeckten, übereinander geschichteten Ofenbänke und starrten mit großen, angsterfüllten Augen dem Vater entgegen. Sonst, wenn sie meckerte, die Ziege, riß der betrunkene Mann die zitternden Kleinen von ihrer Lagerstätte herunter und schlug so lange blindlings auf sie ein, bis er nicht mehr konnte und auf die unterste Ofenbank sank; von dort warf er seine Stiefel, seinen Rock, was er zu erreichen vermochte, den wimmernden Kindern nach, die blutend und zerschunden in ihr armseliges Nest krochen und Wange an Wange, sich in den Schlaf weinten.

Hatte jedoch die Ziege ihr Futter bekommen, ließ der Mann die Kinder in Ruhe und nahm, da er doch einmal das Malträtieren in der Gewohnheit hatte, in Ermanglung von etwas anderm, das nächste scheibenlose Fensterchen aufs Korn. Das Lenle machte sich aus diesen Wurfgeschossen, so lang sie nicht seinen Kopf gefährdeten, keinerlei Sorgen, und ihr ruhig atmendes Kindergesicht zeugte nicht von Träumen, die die düstre Gegenwart wiedergaben.

Anders die Brigitt; mit weit offenen Augen lag sie da, und ihr elender Körper zuckte allemal krampfhaft zusammen, so oft ein Gegenstand von der Ofenbank her gegen's Fenster flog.

Und wenn sich endlich in der nächtlichen Stille die Augen der kleinen Buckligen schlossen, so war's der Feldschütz, der sie im Traum ängstigte und sie ertappte, auf ihrem Weg durch die Wiesen, beim Stehlen des Futters; und sie wimmerte im Schlaf und bat und flehte: Einmal noch, einmal noch möge er's hingehen lassen und dem Vater keinen Strafzettel bringen, sonst schlage er sie tot — er hatte es gesagt — noch einen Strafzettel, und er schlage sie tot —

Schweißgebadet fuhr das Kind aus dem Schlaf und setzte sich auf mit bebenden Gliedern, indes die schmale, eingesunkene Brust nach Atem rang.

Und sie saß und starrte ins Dunkle, und böse, seltsame Wünsche reiften in der jungen Brust. Heiß, inbrünstig sehnte sie sich nach dem Tode ihres Peinigers, der da unten lag und schnarchte, und dessen harte Hand ihr so viel Schmerz anthat.

Und — „schlag' ihn mit deinem Blitz tot, Gottvater —“ lautete die Bitte, welche allnächtig aus

der baufälligen Hütte des Balthes Trönkle zum Himmel stieg.

Des Morgens wanderten die Kinder aus; das Lenle mit der Sichel unter der Schürze, die Brigitt mit einem Sack unter dem Rock; sie nahm sich neben dem rosigen, hellblonden Kinde wie ein Schatten aus, wie das Elend und Leid neben der Kraft und Gesundheit; allein ihr katzenartiger Blick sah und prüfte alles und ließ sich keinen Vorteil entgehen. Mochte das Lenle in Gottesnamen vor Hunger weinen, wenn nur sie, die Brigitt, satt wurde. Mit einer List, die nicht ihresgleichen hatte, schwindelte sie der Schwester das Stückchen Brot aus der Hand, den Schluck Milch von den Lippen; und die Püffe und Ohrfeigen, die der Vater tagsüber, im Zustand der Nüchternheit, austeilte, sie trafen immer nur das Lenle; denn die Brigitt wußte es so einzurichten, daß das Lenle immer die Schuldige war.

„Es ist so dumm, daß es singt, wenn's stiehlt," verklagte sie's beim Vater, den sie wie eine Katze umschmeichelte, um es dann freilich immer wieder erleben zu müssen, daß er des Abends, wenn er betrunken war, keinen Unterschied zwischen ihr und der Schwester zu machen verstand. Denn es ließ sich

nicht verkennen, die Brigitt galt ihm mehr als das Lenle, das ihm mit aufrichtiger Scheu aus dem Wege ging und ihm nie schön that, dagegen entsetzt aufschrie, so oft die Schwester in verbissenem Groll die Worte murmelte: „Wenn er doch gleich tot hinfiel! —“

Es wollte überhaupt nichts vom Sterben wissen, das Lenle, und dachte an kein Leid mehr, wenn's mit der Schwester über die Wiesen schritt und die wundervolle Jagd mit dem Feldschützen anging; das dünkte ihr gar so herrlich, ihn zu überlisten, und wie es die Brigitt verstand! gerade als habe sie zwanzig Augen im Kopf, statt zwei; das Lenle in seiner Unvernunft empfand die ganze Sache als ein pures Vergnügen, während die Brigitt, die Todesangst im Herzen, wie um ihr Leben spielte. Sie ahnte die Nähe des Gefürchteten oft, bevor sie ihn sah, und wenn es vorkam, daß der Feldschütz die kleinen Diebinnen bei der That ertappte, da war sie, die Brigitt, stets die Unschuldige. —

„O nur keinen Strafzettel, nur keinen Strafzettel,“ flehte sie den Mann an, „denn sonst schlagt uns der Vater alle zwei tot, und ich hab' doch nicht stehlen wollen, das Lenle hat's allein gethan —“

Und der Feldschütz ließ sich von dem jammer-

vollen, in Thränen aufgelösten Geschöpf immer wieder bethören, gab in Gottesnamen dem gesunden Lenle ein paar Ohrfeigen und kündigte den Strafzettel für das nächstemal an.

Eines Tages aber schrieb er sie auf, und Brigitts Beredsamkeit, ihre Thränen und auch die Drohung — der Vater schlagt uns beide tot — machte keinen Eindruck mehr.

„Nein, jetzt ist's aus," erklärte er, „jetzt giebt's einen Strafzettel — und damit fertig —"

Die Brigitt nahm das weinende Lenle bei der Hand.

„Trag' ihn nur hin, trag' ihn hin," schrie sie dem Feldschützen nach, „aber das sag' ich dir, totschlagen lassen wir uns nicht — lieber machen wir uns selber tot —"

Der Feldschütz lachte und schaute ihnen nach, wie sie über die Wiesen eilten und dann den kleinen Pfad einschlugen, hinauf zum Felsen.

Droben auf dem grünen Fleck weideten die Ziegen des Dorfes, gehütet von einem steinalten Hirten, der saß und strickte und die Kinder nicht weiter beachtete.

Die Brigitt, das Lenle bei der Hand haltend, zerrte es vor bis zu jener Stelle, wo der Fels sich

jäh vornüber, teils über die Wiese, teils über den Abgrund neigte. Und die kleine Bucklige deutete hinab in die Schlucht, aus der das dumpfe Tosen der Alb stieg.

„Da — da ist's," flüsterte das Kind, „da müssen wir hinunter, dann sind wir tot —"

Das Lenle riß die Augen weit auf:

„Ich will aber nicht tot sein —"

Die Brigitt hatte nur einen verächtlichen Blick für diese Äußerung und hockte sich nieder, indem sie vorsichtig den Rock ums Haupt schlug, denn es regnete, und die Sonne stieg hinter dem Dörflein in einen schwarzen Wolkensack; drunten, auf der Wiese, beeilten sich die Leute, das Heu unter Dach zu bringen, und da und dort schwankte ein voller Wagen dem Dorfe zu.

Die Brigitt schaute über das alles weg.

„Was hat man von dem Leben," murmelten ihre Lippen, „immer die Geiß, die Futter will, und der Vater, der drein schlagt — das ist alles —"

„Aber vielleicht," meinte das Lenle, und ein freudiger Schimmer ging über sein Gesichtchen, „vielleicht giebt uns die Nachbarin an Weihnachten wieder Gipfel —"

„Im Himmel kriegt man alle Tage Gipfel,“ warf die Brigitt hin.

„Glaubst du?“ kam es etwas zweifelnd von des Kindes Lippen; „aber ich will doch lieber nicht sterben,“ setzte es gleich darauf mit einem heftigen Schütteln des Kopfes hinzu.

„Dann geh' nur allein dein Futter holen,“ sagte die Brigitt, „ich mach' nimmer mit —“

Es zuckte keine Muskel in dem harten Kindergesicht, und der Blick, der zum letztenmal das Bild der Heimat in sich aufnahm, drückte keine Wehmut aus.

„Sei nicht dumm,“ sagte sie zum Lenle, „was besinnst dich lang?“

„Aber die Geiß muß ja verhungern,“ stammelte die Kleine.

„Geschieht ihr recht, sie soll nur draufgehen —“

Lenle suchte nach einem neuen Einwand:

„Alle Leut' beten zum lieben Gott, wenn sie sterben, wir wollen auch beten —“

Brigitt schüttelte den Kopf: „Das ist nicht nötig, wenn man's so schlecht gehabt.“

„Am End' könnt's aber doch nötig sein,“ beharrte das Lenle, worauf die Schwester mit einem

Achselzucken wiederholte: „Dann geh' nur allein dein Futter holen —"

Jetzt überkam die Kleine ein tiefes Angstgefühl.

„Brigittle," bat sie, „komm heim, ich zeig' dir 'was, ich hab' ein kleines Püpple von der Nachbarin hinten im Garten vergraben — ich hol' dir's, Brigittle —"

Sie wollte davoneilen, allein die Schwester hielt sie fest:

„So, du hast 'was vor mir versteckt — gelt, du denkst, jetzt haltet ihr zusammen, du und die Nachbarin, und du kriegst alles allein und darfst bei ihr in der Stub' sitzen — aber die — die ist auch schlecht, o die ist so schlecht wie der Vater — wart' nur, bis sie dich hat, dann zieht sie dir die Haut über die Ohren —"

Die Bauern auf der Wiese waren nicht wenig erschreckt, plötzlich zwei dunkle Körper von oben, aus den Lüften sausen zu sehen; eines der Kinder stürzte hart an der Wiese vorbei, hinab in die Schlucht, das andere fiel auf einen dicht am Abgrund liegenden Heuhaufen.

Jetzt liefen die Leute zusammen, und ein großes Geschrei entstand, als sie in dem besinnungslosen

Kinde des Balthes Trönkles Lenle erkannten. Jemand lief nach dem Vater der Kleinen; zugleich mit ihm kam der Feldschütz und sein Weib.

Trönkle starrte wie ein Blödsinniger in die Schlucht, als man ihm das Schicksal seines ältesten Kindes mitteilte; die Nachbarin aber warf sich, in lautes Weinen ausbrechend, über das Lenle hin.

„Abgestürzt?“ fragte der Geistliche, der mit dem Bürgermeister herbeigeeilt war.

„Ich weiß nicht,“ stotterte der Feldschütz, „ich hab' sie beim Futterstehlen getroffen und aufgeschrieben, da hat die Brigitt gesagt, der Vater schlag' sie tot, und mir nachgerufen — totschlagen ließen sie sich nicht, sie wollten sich lieber selber totmachen —“

In diesem Augenblick kam der alte Hirte, der auf dem Felsen droben die Ziegen hütete, ganz aufgeregt über die Wiese gerannt.

„Jesus Maria, Jesus Maria!“ keuchte er schon von weitem, „was ist geschehen, was ist geschehen — 's Brigitt hat's Lenle vom Fels hinuntergezerrt — ich denk', sie machen Spaß — auf einmal ist s geschehen —“

„Das ist ja fürchterlich!“ entsetzte sich der Geistliche, und der Bürgermeister fügte hinzu: „Mord und Selbstmord unter Kindern!“

Inzwischen aber hatte des Feldschützen Weib dem Lenle das Hemd von den Schultern gerissen, um nach dem Herzschlag des Kindes zu lauschen — und da, welch' einen Anblick bot der kleine, mit blauen Mälern, Schwielen und Striemen über und über bedeckte Körper.

„O du Leiden Christi," schrie die Frau auf, „da schaut her, schaut alle her — so einem giebt Gott Kinder! Um ein bißle Futter, das gestohlen wird, kümmert sich's Gericht, aber einem Trunkenbold legt keiner 'was in Weg, und wenn er seine Kinder bis in den Tod treibt. Jawohl, Herr Pfarrer, der dort, der Vater ist's, der die fürchterliche That gethan — auf den allein kommt sie, nicht auf die Kinder —. Bin ich nicht bei Euch gewesen und nicht beim Bürgermeister — zwei, dreimal hab' ich's Euch ans Herz gelegt — dem Trönkle seinen Kindern muß man helfen — die muß man retten, hab' ich gesagt, bevor es zu spät. Aber 's hat sich keiner gerührt, Ihr nicht und der Bürgermeister nicht — ich soll schweigen, hat's geheißen, 's geh' mich nichts an, ich soll vor meiner eigenen Thür' kehren —. Jetzt aber schweig' ich nimmer, denn hättet Ihr auf mich gehört, das Unglück' wär nicht geschehen. Fürs Trinken freilich,

da habt ihr Männer alle ein Verständnis und meint, was im Trunk geschieht, das sei keine Sünd', und keiner denkt dran, daß er seine Kinder ins Laster treibt, wenn er im Rausch heimkommt, und sie's mit ansehen müssen, was der Wein aus ihrem Vater gemacht. Der aber" — und sie wies mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den an allen Gliedern zitternden Trönkle hin, „der hat sie gar in den Tod getrieben — nein, weg da," schrie sie ihn an, als er mit linkischer Gebärde sich dem Lenle nähern wollte, „du hast keine Kinder mehr, du hast dein Recht verscherzt und magst dir sagen — ich hab' sie beide in den Tod getrieben — das da gehört jetzt mir —. Jawohl, Herr Pfarrer, und Ihr sollt mir helfen, daß er's verspricht — da, vor allen Bauern — und 's Euch schriftlich giebt, daß er von dem Kind läßt, denn der giebt's Trinken nimmer auf, und an dem armen Geschöpfle könnt' ihr's sehen, wie der seine Pflicht verstanden hat. Ich hoff', Herr Pfarrer, Ihr laßt mich nicht wieder umsonst reden?"

„Nein, nein," sagte der geistliche Herr, „wenn's Euerm Mann recht ist und Ihr das Kind wirklich aufnehmen wollt, so will ich mit dem Trönkle schon fertig werden."

„Ja, mir ist's recht, Herr Pfarrer," erklärte der Feldschütz, wurde aber von Trönkle unterbrochen, der mit etwas unsicherer Stimme aufzubegehren versuchte.

Aber da hießen sie ihn alle schweigen, die Männer und Weiber, die da standen und lauschten; mit einem Schrei der Wut und Entrüstung rückten sie auf den Trunkenbold ein, der sich erschreckt hinter den geistlichen Herrn flüchtete; er sah, er war allein, es stand ihm niemand bei, er hatte in der That sein Recht verscherzt.

Die Frau aber nahm das Lenle in ihre Arme, das jetzt die Augen öffnete und noch halb betäubt von dem Sturz, sich ängstlich an den Hals seiner Beschützerin klammerte.

„Ja, du gehörst jetzt mir," sagte diese, „du bist jetzt m e i n Kind — darum hat mir unser Herrgott keines gegeben, damit ich dich in mein Haus aufnehm' und gut mach', was an dir Böses geschehen."

Das Lenle schaute sie angstvoll an:

„Aber die Geiß, darf ich die auch mitnehmen und sie alle Tag füttern?"

„Es soll ihr an nichts fehlen," versprach die Frau und schritt mit dem Kind davon; hinter ihr

stand alles und starrte ihr nach und auf der großen, weiten Wiese herrschte Todesstille.

An der Stelle aber, wo des Balthes Trönkles Brigitt den Tod gefunden, errichtete man eine Tafel von Holz, welche einen Engel aufwies in blauem Gewand, der in ein rotes Taschentuch weint; darunter stand:

„Herr, erbarme dich der Kleinen.“

Das Glück im Hexenloch.

Tosend brauste der Gebirgsquell durch das enge Thal, nur einen schmalen Fußpfad noch eben neben sich durchlassend. Indes in so urkräftigen Lauten der Quell auch sein Dasein verkündete, er verschmähte es, sich zu zeigen; nur dann und wann schäumte er einmal verstohlen aus dem dichten Blätterwerk, das üppig über die Ufer schoß; schon im nächsten Augenblick jedoch verschwand er unter einer Schichte sich wild aufbauender Steine, oder vom Wald her stürzte sich ein Gewirr von Tannen kreuz und quer über den Bach hin, daß ihm sogar das tolle Gebrause verging und er nur noch leise, wie verzaubert, hinter dem mächtigen Wall hervorsang.

Das Eckchen in dieser verwunschenen Einsamkeit

war's Hexenloch, und wenn, wie die Sage ging, sich hierorts einst die Hexen ihr Stelldichein gegeben, so hatten sie keinen schlechten Geschmack, denn lauschiger konnten sie's auf der Welt nicht finden, und geheimnisvoller und wunderbarer auch nicht.

Aber die Bauern hatten droben, auf dem kahlen Bergesrücken, an einer Stelle, die das ganze Hexenloch beherrschte, ein Kreuz hingepflanzt, das weit hin verkündete: Hier ist christlicher Boden. Und einer hatte Mut gefaßt und da, wo das Hexenloch ein wenig breiter wurde, ein Haus hingebaut. Es war ihm aber gleich im ersten Jahr wieder abgebrannt, und seither blieb das Thal unbewohnt, und die vier rauchgeschwärzten Mauern dienten dem Unkraut zur Stütze und waghalsig aufsprießenden Tännlein.

Das Abendläuten tönte jetzt durch die Lüfte, und gleich darauf eilte ein Mann an dem kahlen Bergrücken herunter und schritt direkt auf das Gemäuer zu; drinnen nahm er auf einem Haufen Schutt Platz, faltete die Hände zwischen den Knieen und starrte die schwarzen Wände an — —

So saß er, indes der Bach eilig weiterschoß ins immer freier werdende Thal hinab; das Stein- und Tannengewirr empfahl sich, und nur die üppigen

Blattgewächse blieben ihm fürs erste noch treu, dann lichteten sich auch diese und traten bescheiden an die Ufer zurück; aus dem ungestümmen Gesellen vom Hexenloch wurde ein vernünftiger Bach, wie jeder andere Bach, und niemand merkte ihm an, daß er aus einer verwunschenen Gegend kam. Plätschernd zog er durch das kleine Dorf, dessen Häuschen mit den tiefen Dächern und dem üppigen Nelkenflor bald rechts, bald links am Ufer sich aufbauten, nahm ohne ein Wort des Widerspruchs Seifenschaum und Unrat mit sich weg und spiegelte endlich mit seinem klaren Gewässer, das jetzt tief war und langsam floß, ein altes Gelaß ab, über dessen Thüre geschrieben stand: Armenhaus.

Rings auf den Höhen wurden noch einzelne Wagen Heu heimgefahren, und da und dort scharten sich die Taglöhnersleute zusammen, um ihren Weg ins Dorf hinunter anzutreten.

Die es zuerst erreichte, war eine nicht mehr junge Person von gelblicher Gesichtsfarbe und unschönen Zügen; ihre rechte Schulter war schief, aber ihre Augen teilten nicht das allgemeine Mißgeschick der Erscheinung, sondern sandten einen milden, freundlichen Strahl in die Welt hinaus.

Man nannte sie im Dorf 's Hutzele, da sie von klein auf den Eindruck eines zusammengeschrumpften, zu früh vom Baum gefallenen Birnleins machte; arm war sie auch, und obwohl ihr Herz sich alleweil nach 'was Liebem sehnte, keinem Burschen war es je eingefallen, bei ihr stehen zu bleiben, sondern jedweder begnügte sich, das Hutzele mit einem guten Tag abzuspeisen.

So war sie denn als ledige Weibsperson ins Armenhaus gezogen, kaum vierzigjährig, konnte aber ihrem Äußern nach ebenso gut für eine Fünfzigerin gelten. Nur waren ihre Schritte leicht, und ihre bloßen Füße klein — Vorzüge, die auf dem Lande freilich keine Beachtung fanden.

Nachdem das Hutzele das Dorf durchschritten, eilte sie hurtig, auf schwankendem Steg über den Bach, zum Armenhaus. Sie stieß mit dem Fuß die nicht einmal eingeklinkte Stubenthüre auf und trat über die Schwelle. Drinnen, die Wände, Bänke und niedrige Decke, alles war vom dunkelsten Braun, und man sah's dem Hausrat und den herumhängenden Kleidungsstücken an, daß hier die verschiedenartigsten Leute ihr Wesen an Ordnung und Unordnung zu treiben geruhten.

Neben dem großen Kachelofen aber, nah am Fenster, zu dem eben der letzte Strahl der untergehenden Sonne hereinfiel, stand eine Wiege, und aus den Kissen ragten ein Paar runde, rosige Beinchen, die lustig in dem goldenen Scheine zappelten. Kaum aber hatte das Kleine den leisen Schritt hinter sich vernommen, als auch sein friedliches Treiben in ein heftiges Gezappel überging und ein Geschrei entstand, daß die Stube widerhallte.

„Ja freilich,“ sagte das Hutzele und schleppte das Kind mitsamt der Wiege in die Küche, die groß war und tief und schwarz wie die Nacht; längs der Wände waren kleine Schäfte angebracht, und auf jedem stand eine Schüssel mit einem zinnernen Löffel und darunter ein wackeliger Stuhl ohne Lehne oder ein Baumstumpf.

Es dauerte nicht lange, brannte ein lustiges Feuer im Herd, und das Kleine lag behaglich und zufrieden und saugte an einer wohlgefüllten Milchflasche, die Augen immerfort auf die gute Seele gerichtet, die da am Herde hantierte, indem sie große Brotschnitte in einen mächtigen Kessel strudelnden Wassers warf, in dem Kraut und Rüben und allerlei sonstige Zuthaten schwammen.

Als es eben laut zischend zu schäumen und sieden anhub, ließen sich von draußen schlürfende Tritte vernehmen, und ein paar Männlein und Weiblein gebrechlichen Alters kamen schimpfend und keuchend über die Schwelle gestolpert, und jedes eilte nur schnell zu seinem Platz, holte sein Schüsselchen herbei und trat damit zum Herd. Die Suppe mußte aber noch einmal aufkochen, und die Gelegenheit wurde benutzt, die Mahlzeit einer lebhaften Kritik zu unterwerfen, und es wurde kein guter Faden an ihr gelassen, bevor sie überhaupt gekostet war. Kaum aber hatte das schimpfende Völkchen glücklich seine Portion weg, saßen sie wie angenagelt längs ihrer schwarzen Küchenwand und löffelten ihre Suppe hinunter, als gäb's nichts Köstlicheres auf Erden.

Das Hutzele holte drei auf ihren Schäften zurückgebliebene Schüsseln herbei, füllte sie mit der übrigen Suppe und aß dann den Rest stehend aus dem Kessel, dazwischen immer wieder einen Löffel voll in eines der Schüsselchen abgebend, bis dieses zum Überlaufen voll war.

„He, he," ließ sich eine unzufriedene Weiberstimme vernehmen, „alles der Lätsch wieder — muß denn der immer 's meiste haben!"

„Lieber Gott,“ entschuldigte sich das Hutzele, „'s muß doch wenigstens eine Seel' geben, die ihn nit zu kurz kommen läßt —“

Es knallte von draußen, und im nächsten Augenblick kam der „Hirt“ — ein Bub von dreizehn Jahren, der fürs ganze Dorf das Vieh zu hüten hatte und sein Waisendasein außerdem als unbezahlter Allerweltslaufbursche büßte. Es focht ihn aber nicht im mindesten an, vielmehr trug er den Kopf so aufrecht auf den Schultern wie ein Herrenkind und kam herein, ohne die alten Gesichter an der Wand auch nur eines Blickes zu würdigen. Aber dem Hutzele sagte er guten Tag, erhielt seine Suppe und reichte ihr dafür die Hand.

Das war so seine Lebensart, die er sich droben in den Bergen, in seiner Einsamkeit, zurecht gezimmert, denn es hatte ihm nie ein Mensch gesagt, was sich gehört, und was sich nicht gehört, aber sein dankbares Gemüt fand in dem still feierlichen Händedruck sein Genüge.

Das Hutzele legte ein paar neue Scheite in den Herd, und die alten Weiber begannen zu schelten, daß alleweil so viel Holz verbrannt werden müßte, für die, welche zu spät kamen, als die Thüre auf-

flog und ein Mädel hereinstürzte mit offenen Zöpfen, in atemloser Hast die Worte hervorstoßend:

„Herr Jesus im Himmel, 's Kind, ich hab' ja 's Kind vergessen!“

Aber da lag's gesättigt und wohlgemut, auch sauber angethan mit vielfach geflicktem Zeug und spielte mit der Peitschenschnur des Hirten, die dieser ihm ums Köpfchen tanzen ließ.

„Gott vergelt's, Hutzele,“ seufzte das junge Ding, „wenn du nit wärst —“

„Ja, aber an Ordnung könntest dich endlich gewöhnen,“ sagte das Hutzele, „denn seit das Kind auf der Welt ist, hätt's können alle Tag, die Gott gab, verhungern und ohne einen Fetzen Zeug daliegen, das arm' Würmle —“

„Hutzele, du hast recht,“ nickte das junge Ding, während es seine Suppe verzehrte, „völlig recht, Gott weiß, was ich für eine bin — 's graust mir oft selber vor mir, aber wie ich gerad hab' heim wollen, ist halt 's Sengebauers Ludwig dahergekommen und hat mich nit durchgelassen —“

„Ja, ja,“ höhnten die Weiber, „bei so einer wie du, ist Hopfen und Malz verloren — eine Leichtsinnige bist, und wenn's Hutzele gescheit wär', ließ

es dich mitsamt dem Kind im Stich, dann könntst schauen —"

Das Mädel schluchzte laut auf, und die heißen Reuethränen liefen ihr stromweise über die Wangen.

„Sei ruhig," beschwichtigte sie Hutzele, „geh' lieber hinaus, an den Bach, und wasch' deine Kinderwäsch' —"

Sie reichte dem Mädel einen Packen hin, und dieses ging hinaus, fand aber am Bach eine Kameradin sitzen, die ihre Strümpfe stopfte im Abendschein; der sah sie mit Vergnügen zu, schwatzte und lachte bis es dunkel wurde, und das Bündel Wäsche war vergessen.

Mittlerweile war auch der Lätsch im Armenhause erschienen, der mit derselben Regelmäßigkeit, mit der das Hutzele die erste war, der letzte Ankömmling zu sein pflegte. Er mußte sich beim Eintreten bücken, um nicht mit dem Kopf gegen den Thürpfosten zu stoßen, dann stand er da mit seinen hochgeschwungenen Brauen und den runden Augen darunter, so verwundert in die Welt schauend, als fiele er soeben vom Himmel. Der Name Lätsch war ihm zugelegt worden, weil der ganze große, breite und unschierige Mensch nie und bei keiner

Gelegenheit das winzige Wörtlein „Nein“ zu stande bringen konnte. Infolgedessen lud jeder seine Lasten und manche auch ihre Sünden auf des Mannes breite Schultern, und er trug alles mit gleichmäßiger Geduld, und wenn er für zwei gearbeitet hatte und bekam seinen Lohn nur hälftig, so lachte er kurz vor sich hin und nickte und sprach: „So ist's halt.“

Die Männer und Weiber waren in die große Stube hinübergegangen, wo sich jedes an das Ausbessern irgend eines Kleidungsstückes machte, denn der folgende Tag war ein Sonntag. Es ging aber nicht sonderlich friedlich unter den Anwesenden her, die Männer wollten dies und das von den Frauen genäht haben, und diese wollten nichts umsonst thun; es wurden Vergleiche vorgeschlagen, die mit Hohn und Spott endigten, und das allezeit friedliebende Hutzele griff zu ihrem einzigen Mittel:

„Lätsch,“ sagte sie, „erzähl' uns doch deine Geschicht' —“

Kaum hatte der Hirt, der mit dem Kind auf dem Arm unter dem Thürpfosten lehnte, diese Worte gehört, als er das Kleine mir nichts, dir nichts in die Wiege warf und sich vor den Lätsch auf die Erde niederhockte. Aus dem Weiberkreis ließen sich

freilich Stimmen vernehmen, die sich mit Geringschätzung gegen die „alt' Geschicht'" auflehnten, aber der Hirt schrie sie an: „Ihr Kuhschädel!" und das Hutzele meinte: „Wenn sie auch alt ist, wer von euch weiß eine schönere?"

Darauf blieb alles still, und der Lätsch auf der Ofenbank begann, indem er den Zeigefinger erhob und die qualmende Pfeife aus dem Mund nahm: „Das war zu's Großvaders Zeiten selig, und an der Eich' droben hat sein Haus gestanden, das war ein stattlicher Hof. Da ist's geschehen, daß die Franzosen kamen so über einmal, und kein Stück Vieh war mehr sicher, und sengen und brennen war ihre Lustbarkeit. Und der Großvader selig hat gerad noch Zeit gehabt, die Großmutter selig und den Bub, meinen Vater selig, in den Wandschrank zu sperren, waren sie da, zwanzig Mann. Darauf ist's los gegangen und haben alles Vieh geschlachtet und die Hühner und Gäns', und was sie nicht haben 'gessen, verwüsten lassen, auf dem Mist. Und den Großvader selig angeschrieen: ‚Wein her, Bauer, vom besten Faß!' Und der Großvader selig hat gesagt: ‚Wie die Herre wünschen!' und ist 'gangen und hat seinen größten Krug voll Wein gebracht und gesagt:

‚Prosit, ihr Herre!' Der Krug war aber schnell geleert, und der Großvader selig ist 'gangen und hat ihn frisch gefüllt und hingesetzt und wieder gesagt: ‚Prosit, ihr Herre!' So ist er zwanzigmal den Weg zum Keller 'nab und wieder 'rauf und war nie verdrossen und hat immer sein — Prosit ihr Herre — gesagt. Wenn er aber davonging mit seinem leeren Krug, da hat er allemal hinterrucks eins von den Gewehren mitgenommen, die da hinten im Duster, bei der Thür standen. Und die Franzosen sind gesessen und haben getrunken, daß ihnen allesamt 's Hören und Sehen vergangen. Über einmal geht die Thür auf, und der Großvader steht da wie's jüngst' Gericht und hat einen Prügel in der Hand wie ein Mannskopf und neben sich den Schamihl, den Hofhund. Und er sagt: ‚So, ihr Herre, jetzt habt ihr alles usprobiert, jetzt sollt ihr auch noch kosten, wie eine deutsche Faust schmeckt.' — Und ausgeholt hat er, daß ich denk' da drin in meinem Schrank —"

„Nein Lätsch," unterbrach hier der Hirt den eifrigen Erzähler, „das hat der Vader selig gedenkt—"

„Ja freilich, freilich," nickte der Lätsch, „das war der Vader selig, der Bub im Schrank; die

Franzosen aber sind aufgesprungen und haben nach ihren Gewehren geschrieen und sie nit finden können, und der Großvader selig hat mit seinem Prügel unter ihnen 'rum gefuchtelt, und wenn ihn einer hat packen wollen, ist ihm der Schamihl an die Beine gefahren, daß sie zu Gott geschrieen haben.

Darauf hat's nit lang gedauert, so war der Großvader mit allen zwanzig fertig geworden, die teilbot mit geschundenen Köpfen am Boden lagen, teilbot sich hinkend davongemacht, so sie's noch konnten. Der Großvader selig aber hat den Schrank aufgemacht und mich und die Großmutter selig herausgeholt —"

„Den Vader selig hat er herausgeholt," fiel der Hirt dem Erzähler abermals ins Wort.

„Ja freilich," gab der Lätsch zu, „freilich den Vader selig, hat er herausgeholt, und sind in Wald 'gangen und haben sich versteckt, und wie sie wieder 'rauskommen sind, da war der Eichhof verbrannt und glatt vom Boden rasiert, und der Großvader selig hat nichts mehr gehabt, und der Vader selig hat nichts gehabt, und ich hab' auch nichts."

Darauf sagte der Hirt: „Wenn die Geschicht' nit wär', möcht' ich nimmer leben —"

Und still und zufrieden suchte jedes sein Lager.

In der Nacht hatte es geregnet und die am Bach liegende Kinderwäsche mit hinuntergeschwemmt, und nur ein einziges Hemdchen war am Gestrüpp hängen geblieben. Hutzele fand es, ging damit ins Haus und sagte zu dem Mädel, die eben vor einem kreuz und quer zersprungenen Spiegelchen Toilette machte: „Kätter, jetzt hat das Kind keine Wäsch' mehr, der Bach hat sie mit —"

„So, hat er sie mit?" seufzte die Kätter, „aber heut' ist Sonntag, da will ich wenigstens meine Ruh' haben, wenn ich alle Wochentag' über mein Elend heul' — mehr kann kein Mensch nit verlangen —"

Und sie flocht ihre Zöpfe, die schön waren und blond, und weiße kräftige Zähne hatte sie auch, und die bauschigen Hemdärmel machten fast den Eindruck der Frische. In der Nähe betrachtet saß jedoch an der ganzen Person kein Haken und kein Häkchen am rechten Platz, das Schurzband war mit Stecknadeln befestigt, und den glänzend gewichsten Schuhen fehlte ein Teil der Sohlen. Auch ließ das alte, jeden Sonntag wiederkehrende Gezeter nicht auf sich warten, denn da Kätter ihr bißchen Hab und Gut gewöhnlich verlegte, verschleuderte und verlor, lebte

sie auf einem beständigen Leihfuße mit ihren Genossinnen im Armenhaus, und die alten Weibchen, wenn sie ihren Kamm, ihre Stecknadeln oder Taschentücher nicht zur rechten Zeit oder überhaupt nicht wieder zurückerhielten, rückten dann, ein ganzer Chor der Rache, auf die leichtsinnige Kätter ein, um ihr auf eigene Rechnung das Nötigste zu pfänden.

Wie immer nahm das Hutzele sich des Mädchens auch in diesen Nöten an, denn daß die Kätter so begehrt war und, wenn sie des Weges daherkam, von jedem Burschen angehalten wurde, das zwang dem alten unbegehrten Mädchen ein geheimnisvolles Gefühl der Bewunderung ab, kraft dessen sie zu jeder Zeit der Leichtsinnigen Partei ergriff.

Und so trat die Kätter auch an diesem Morgen nach heißem Kampfe seelenvergnügt ihren Kirchweg an, in der Hand eine lederne Gebetbuchdecke, deren Inhalt sie verloren. Aber wenn sie die Rückseite nach außen trug, sah's kein Mensch, daß dem Buch das Innere fehlte, und so war die Kätter zufrieden.

Vor der Thür des Armenhauses stand der Hirt und lamentierte ihr 'was vor — da habe das Kleine so lang an seiner Peitschenschnur geschnullt, daß diese nicht mehr knalle, was ihm völlig das Leben ver-

leide — ob sie, die Kätter, ihm nicht ein paar Pfennig schenken wolle zu einer neuen Schnur. Das Mädel griff in die Tasche, wühlte lange in einem Wust von Sachen herum, fand ihren letzten Pfennig und schenkte ihn her.

Der Hirt fing seine Bettelei bei jedem Weiblein von vorne an, das über die Schwelle des Armenhauses schritt, aber da kam er schön an; keine zeigte das geringste Verständnis dafür, daß es ihm an die Ehre ging, wenn seine Peitsche nicht recht knalle, und sie kamen überein, indem sie ihn tüchtig herunterputzten: Ein ganzes Vermögen thät der verknallen. —

Mittlerweile stand das Hutzele mit seiner halbwegs borstenlosen Kleiderbürste unter der Thüre des Armenhauses und gab jedem Sonntagsstaat der an ihr vorüberschlürfenden Mannen noch einen letzten Bürstenstrich. Der aber am längsten und sorglichsten behandelt wurde, war der Lätsch. Er merkte es wohl, ging aber ohne ein Wort des Dankes mit seinem rauhen kurzen Auflachen davon.

Hinter diesem Lachen verbarg er seine ganze halt- und knochenlose Gemütsart; denn war er nicht der jüngste von all den Männern, die da zahnlos und wackelig ihr Dasein im Armenhaus auslebten!

Dazu seine Kraft, von der jeder im Dorf Wunderdinge zu erzählen wußte! So kam der Lätsch seines dicken Kopfes und unschierigen Körpers wegen zu dem Resultat, daß er sich beileib nie eine Empfindung anmerken lassen dürfe, sondern die Verpflichtung habe, aus all dem hustenden, jammernden und schlürfenden Gesindel herauszuragen wie ein Fels.

Nun aber war's schon eine ganze Weile her, daß ihm Hutzeles besonders ausführliche Bürstenstriche zu schaffen machten, und der Wunsch, einmal recht behaglich über diesen Fall nachzudenken, ging ihm nicht aus dem Sinn. Seine Denkkräfte waren aber nicht sonderlich groß, und es bedurfte besonderer Umstände, um sie in Bewegung zu setzen, vor allem der absoluten Ruhe, die er weder im Armenhaus noch bei der Arbeit fand; des Nachts schlief er.

So hing er denn des Sonntagnachmittags sorgsam seinen Rock an den Nagel und schritt, die Pfeife im Mund, am Ufer des Baches hinauf zur menschenverlassenen Brandstätte im Hexenloch. Wie von einem geheimen Instinkt geleitet, lenkte er seine Schritte immer wieder nach dieser Stelle, nahm auf dem Haufen Schutt, inmitten des Gemäuers, Platz und starrte die schwarzen Wände an, als erwarte

er von ihnen die Gedanken, die ihm das eigene Hirn versagte.

Schwermütig, abermals nichts gefunden zu haben, kehrte er des Abends ins Armenhaus zurück und kam gerade recht, eines der Weiber zum Hutzele sagen zu hören:

„Hast glücklich wieder einen Haufen Fetzen für das Kind zusammengebettelt?"

„Ja, gottlob," freute sich Huzele, „'s giebt immer noch gute Leut' —"

„Aber eine Sünd' ist's, so einer leichtsinnigen Person allemal wieder aufzuhelfen."

„Sie hat halt so viele Anfechtungen," entschuldigte sie das Hutzele.

„Du hast freilich nie keine gehabt," lachten die Weiber untereinander, „so eine Wüste!"

Worauf das Hutzele in weinerlichem Tone meinte: „Ich hab' ja auch noch nie gesagt, daß mich einer gewollt hat, aber es ist nit schön von euch, mir's alleweil vorzuwerfen."

Der Lätsch, welcher gesenkten Hauptes auf der Schwelle der Thüre stehen geblieben war, machte plötzlich kehrt und ließ sich draußen auf die Bank fallen. Dort saß er, drückte wie ein kleines Kind

beide Fäuste vor die Augen, und seine Brust atmete hörbar. Er hatte es, der gute Lätsch war erlöst! Und wunderbarer Weise, was ihm früher so schwer gefallen, nun ging's plötzlich ganz von selbst — er konnte jetzt mit einemmale denken — immerfort, immerfort — wanderte nach wie vor des Sonntagnachmittags hinauf ins Hexenloch und saß und starrte das Gemäuer des abgebrannten Hauses an, aber nicht mehr planlos — o nein!

Eines Tages sprach er den Oberfaller-Grundbauern, seinen Brotherrn, folgendermaßen an: „Oberfaller-Grundbauer, wenn Ihr nix dagegen habt, so hätt' ich eine Bitt' —"

's war nach der Arbeit des Tags, der Lätsch hielt seinen Hut in der Hand, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und der Atem ging ihm schwer.

Der Oberfaller-Grundbauer sah ihn auf seine Anrede hin ganz erstaunt an, daß der alleweil zufriedene Lätsch auch einmal eine Bitt' haben sollte. Im nächsten Augenblick aber fiel ihm ein: Ja, warum denn nit? und so fragte er: „Was giebt's, Lätsch?"

„Ob ich halt ins Hexenloch, was Euer Grund und Boden ist, bauen dürft?"

„Ins Hexenloch," wunderte sich der Bauer, „dort

geratet nix und gedeiht nix, dort ist's nit sauber, Lätsch —"

Der lachte kurz auf: „Ich fürcht' mich nit — denn ich gehör' nit zu den Verwöhnten auf deren Welt —"

„So bau' denn," sagte der Oberfaller-Grundbauer, dem die letzten Worte des Lätsch ein wenig zu Gewissen gingen.

Darauf sah man alle Abend, wenn der Mondschein am Himmel stand, den Lätsch mit dem Hirten ins Hexenloch wandern, und wenn die Leute den Mann fragten, was er dort thue, so gab er zur Antwort: „Ich bau' mir ein Haus —" und nickte auf das Gelächter, das darob entstand, nur pfiffig mit dem Kopf.

Eines Tages aber stand das Häuschen fertig, da wo sonst das kahle Gemäuer nutzlos aus wildem Gestrüpp gestarrt.

Und der Lätsch zog am hellen Werktag seinen Sonntagsrock an, wusch sich zur ungewöhnlichsten Zeit das Gesicht draußen im Brunnentrog, und trat dann blank, mit triefendem Haar in die große Stube, wo alles saß und ihn anglotzte.

„Es sind drei gute Weiber gewest," sagte er,

„die eine ist aus der Welt geloffen, die andre ist im Bad ersoffen, die dritte aber ist's Hutzele. Und wer von ihr sagt, es hab' sie nie keiner nit gewollt, zu dem sag' ich: das ist eine Lug, denn ich will sie! und das Haus ist fertig, und mit dem Herr Pfarrer hab' ich gered', und in vier Wochen ist Hochzeit."

Da schrie der Hirt: „Juchhe!" und zwar mit solcher Stimme, daß alles zusammenfuhr, alsdann benutzte er die Gelegenheit und ging von einem zum andern und flüsterte ihm ins Ohr: „Gelt, jetzt krieg' ich einen Pfennig zur Schnur, daß ich an der Hochzeit recht knallen kann?"

Aber in die Herzen der Armenhäusler war jäh der Neid eingezogen über das freudige Geschick, das dem Hutzele in den Schoß fiel, und keine Hand zeigte sich zum Geben bereit. Nur als der Hirt in die Nähe der in tiefster Scham dasitzenden Erwählten Lätschs kam, griff diese bewegt in die Tasche, um dem überall übel angekommenen Buben das Gewünschte zu geben.

Der aber wehrte ihr lachend: „Bist gescheit?" drehte sich auf dem Absatz herum und kletterte wie eine Katze auf Lätschs Schultern, der noch immer breit und feierlich und unter fortgesetztem, kurzem

Auflachen dastand und nicht recht wußte, wo er nach seiner Brautwerbung mit sich hinsollte. Aber der Hirt sagte es ihm. „Vorwärts marsch," kommandierte er von des Bräutigams Schulter herunter, „vorwärts marsch — zum Hutzele!"

Lätsch war in zwei Schritten an Ort und Stelle.

„Jetzt kehrt miteinander!"

Sie befolgten's aufs Wort.

„Thür auf und hüih!" schrie der Hirt, als treibe er eine Herde Ochsen an.

Draußen sprang er auf die Erde und sagte: „So, jetzt gehen wir spazieren, und das geschieht ihnen recht drin, warum haben mir die alten Dachteln nichts gegeben."

Und sie spazierten wirklich miteinander längs des Baches hin, wobei sich der Hirt in beide einhängte, immer von Zeit zu Zeit nach hinten, wo das Armenhaus stand, ausschlagend.

Die so unbeachtet bislang durchs Leben geschlichen waren, wurden jetzt mit einemmal die Hauptpersonen des Ortes, und nie war die Kirche voller gewesen, als an dem Tage, da der Herr Pfarrer das Aufgebot des künftigen Ehepaares von seiner Kanzel verkündigte.

Und es geschah, was seit Menschengedenken an diesem heiligen Ort nicht geschehen war — ein Gelächter entstand, laut und schallend, wie sich's für ein Gotteshaus nimmermehr ziemte.

Aber alle, die da gelacht hatten, ohne Respekt für den Ort und das künftige Paar, sie kamen doch samt und sonders auf die Hochzeit im Armenhaus, das der Hirt von oben bis unten mit grünen Tannenzweigen bekleidet hatte. Der Oberfaller-Grundbauer aber zahlte seinem fleißigsten Arbeiter den Hochzeitsschmaus, und der Sengebauer, mit dem er auf großem Neid- und Mißgunstfuß stand, wollte ihm nicht nachstehen und warf dem bräutlich geschmückten Hutzele ein paar ansehnliche Geldstücke in den Schoß.

Auch sonst gab jeder, bis zum ärmsten Mütterchen herunter, was er aufbringen konnte, an Geschirr oder Hausrat; sogar der Hirt, der sich auch an diesem Tage umsonst bemühte, die fünf Pfennige für die neue Schnur aufzubringen, denn die Geber hatten genug gethan — sogar der Hirt hatte trotz seiner gänzlichen Vermögungslosigkeit, drei Stühle und einen Tisch zusammengezimmert, roh wie zur Urzeit, aber haltbar bis in die Ewigkeit.

Das Hutzele legte zum Abschied jedwedem Weib-

lein des Armenhauses das Kind der leichtsinnigen Kätter ans Herz und ruhte nicht, bis ihr sämtliche Genossinnen Ehre und Seligkeit verpfändet, für des Kindes Wohl zu sorgen. Sie hätte gern auch noch ein paar Worte an die junge Mutter gerichtet, aber von der sah man immer nur die Zöpfe auf dem Tanzplatz hinter dem Haus herumfliegen, wo sich die Bursche und Mädel eingefunden und ein Bläser dazu.

Bis zum Hexenloch, da, wo's eng und finster wie die Nacht wurde, gaben die Einwohner des Armenhauses dem flüggen Paar das Geleite. In dem Bewußtsein, ein Äußerstes geleistet zu haben an Mitfreude und herrlichen Hochzeitsgaben, standen die neben und hinter dem ungleichen Paar herschlürfenden Leutchen nicht an, ihnen zum Abschied auch ein bißchen von dem Wermut mitzugeben, der ihnen auf dem Grund des Herzens saß.

Das war ja alles ganz schön, mit dem Hochzeitmachen, wenn's einmal hat so sein müssen, aber hätten der Lätsch und 's Hutzele nicht ruhig können im Armenhaus bleiben, in einem hintern Stübchen, daß alles so weitergegangen wär', wie bisher? Wenn's nun schief ausfiel im Hexenloch, so war's ihre Schuld, und daß es schief ausfiel in der verwunschenen Eck,

war selbstverständlich. Du lieber Gott, wozu ein Haus aufbauen, wenn man die Versicherung hatte, daß es vor vier Wochen wieder als Schutt daliege! „Sie lassen nichts aufkommen dahinten,“ hieß es im Flüsterton, „es ist halt einmal 's Hexenloch — über kurz oder lang werdet ihr froh sein, bei uns wieder ein Unterkommen zu finden. —“

Nach dieser Prophezeiung tappte das Paar allein weiter, wurde aber, um die Ecke biegend, gar freundlich willkommen geheißen von der glänzenden Mondesscheibe, die das kleine Heim dahinten verklärte.

Nun aber geschah's, daß fortwährend ein unschieriger Schatten neben den Hinwandelnden auftauchte und mit ihnen weiterging, immerzu, fast gleichen Schritt haltend.

Dem Hutzele fing, trotz des kräftigen Beschützers an seiner Seite, das Herz hörbar zu klopfen an, und es konnte sich endlich nicht enthalten, einen ängstlichen Blick nach rückwärts zu werfen, was es denn mit der Begleitung für ein Bewandtnis haben mochte. Wer aber hinter ihnen herkam, war niemand anders als der Hirt mit seinem Bett, dem Kittel und der Peitsche, und als die beiden wie aus einem Mund riefen:

„Was, du bist's?"
gab er fröhlich zur Antwort:

„Ich werd' euch doch nit allein gehen lassen, wo ihr immer so gut zu mir war't."

Der Lätsch und 's Hutzele fuhren fort in den Taglohn zu gehen, und wenn sie des Abends heim kamen, rutschten sie mitsamt dem Hirten noch bis in die Nacht auf den Knieen herum, um dem kleinen Stücklein sonnenbeschienenen Boden hinter dem Haus ein wenig Gemüse und Kartoffeln abzugewinnen. Der Traum ihres Daseins war eine Ziege, und um diesen Wohlstand drehten sich ihre Gedanken Tag für Tag wie ein Rad um seine Achse. Aber der Verdienst war gering, und so blieb der Stall leer, und ebenso die Wände in Stuben und Küche, die freilich zu der Armut hin, auch von der peinlichsten Sauberkeit erzählten.

Zuweilen, in der ersten Zeit, kam dann und wann ein neugieriges Weiblein aus dem Armenhaus herauf, um nachzusehen, ob das Haus noch stehe, und den Bewohnern sonst nichts an Schaden oder Übel geschehen war. Da man sie aber immer wohlgemut und gottergeben in ihren kahlen Wänden fand, wurden die Besuche seltener und hörten endlich gänzlich auf.

Da saßen eines Sonntag Nachmittags die reichen Bauern nach glücklich eingebrachter Ernte im Wirtshaus zur „Sonne" beisammen und tranken und ärgerten einander dazu nach Herzenslust mit ihrem Geprahle und allerlei hohnvollen Redensarten. Mit einemmal flog die Thür auf, und der Hirt stand auf der Schwelle der durchqualmten Wirtsstube und schrie:

„Wir kriegen ein Kind, wir kriegen ein Kind!"

Und fort war er.

„Wen meint der Kerl?" fragte der Oberfaller-Grundbauer und wandte sich schwerfällig von seinem Sitz zur Wirtin hin.

Die lachte und lachte, schlug ein über das anderemal ihre Hände zusammen und bracht' es endlich mit Mühe heraus: „Wen sollt er denn anders meinen, ums Himmels willen, als droben im Hexenloch den Lätsch und 's Hutzele!"

Was! Freilich, das war 'was für die Bauern, einen so heillosen Spaß hatten sie lang nicht gehabt! Schreiend und lachend liefen sie ans Fenster und schauten dem Hirten nach, der von Haus zu Haus lief und überall sein Wunder verkündete. Nach einiger Zeit kam er mit einer Frau aus dem Armen-

haus wieder an der „Sonne“ vorbei, und die Gasse stand voller Leute, die alle lachten und den beiden nachschauten, solang sie konnten.

Drinnen in der Wirtsstube erklärte der Oberfaller-Grundbauer, indem er auf den Tisch schlug: „Ich sag', das Hutzele macht's nit durch —“

„Hm,“ meinte der dem Oberfaller-Grundbauern grundsätzlich widersprechende Sengebauer, „nix Gewisses weiß man nit!“

„So, bigot,“ höhnte der erstere, „das alt' Jammergeschöpfle da oben schenkt ja wohl einem völligen Goliath das Leben! Schief geht's, sag' ich!“

„Und ich sag', 's geht gut,“ erklärte der Sengebauer, „was wetten wir — ich setz' ein Kälble!“

„Oho, dann soll's mir auf eine Kuh nit ankommen,“ schrie der Oberfaller-Grundbauer, „wer hält zu mir, ihr Mannen?“

„Der Moosbauer sagte: „Ich!“ und rückte mit einer Geiß heraus; zwei andere hielten zum Sengebauer, jeder mit einem Karren Heu. Vier Hühner und zwei Gänse kamen noch zum übrigen, und eben wollten die Bauern aufbrechen, als sich ein kleiner Lichtstrahl vom obern Weg herunter bewegte.

„Mein' Seel'!“ sagte der Oberfaller-Grundbauer, „das könnt' aus dem Hexenloch kommen —“

Und sie stürzten alle zum Haus hinaus, dem blinkenden Laternchen entgegen.

„He,“ hub der Oberfaller-Grundbauer an zu schreien, „ist's Hutzele tot oder hat sie's überstanden?“

„Freilich, freilich,“ berichtete die Alte, „prächtig überstanden und Zwilling' sind's, zwei großmächtige Buben, die zusammen schreien wie eine Herd' Ferkel —“

Da faßten sich die längst nicht mehr nüchternen Männer wie auf Verabredung bei den Händen und huben an johlend und singend um das Laternchen herumzutanzen, dicht neben dem silbernen Bach, bis einer hineinfiel. Darob waren sie erst recht fidel und zogen ihn wieder heraus, und naß, wie er war, mußte er, ob er wollte oder nicht, mit ins Wirtshaus zurück. Dort wurde von neuem getrunken und lustig gezecht, und der Oberfaller-Grundbauer hielt lange lallende Reden und fing sie so lange wieder von vorne an, bis jeder der Bauern ihn verstanden und in Gottesnamen seine Zustimmung gegeben. Es war Mitternacht, als allerlei schwankende Laternchen sich langsam nach den Höfen bewegten.

Der Tag brach an im Hexenloch; er überraschte den Hirten bei der Beschäftigung, sämtliche Fenster der Wochenstube mit roten Nelken zu schmücken, die er im Dorfe geholt und in längliche Kistchen gepflanzt. Das außergewöhnliche Ereignis im Hause erforderte nach seiner Meinung diesen frohen Aufputz, und als er damit fertig war, setzte er sich auf die Bank nieder und sang:

O Herr Jesus, meine Seele,
Nimm sie gnädig bei dir auf —

denn er fand es am Platz, in diesem Augenblick sein feierlichstes Lied zum besten zu geben. Er brach aber jäh ab und riß Mund und Augen auf, denn ein gar seltsamer Aufzug näherte sich langsam und bedächtig dem Haus im Hexenloch, vorne dran der Oberfaller-Grundbauer, der mit kräftigem Handschlag eine Kuh neben sich hertrieb, während der Sengebauer hinter ihm, im Schweiße seines Angesichtes, ein blökendes Kalb vorwärtsschob; der Moosbauer aber schimpfte auf seine störrische Geiß hinein, und zuletzt kamen zwei, jeder mit einem Karren Heu und schafften sich gewaltig ab, sie den holperigen Weg hinaufzufahren; die die Hühner und Gänse trugen, waren am besten dran und ließen die andern sich schinden.

„So," sagte der Oberfaller=Grundbauer, vor dem Hause angekommen, und gab dem vor Staunen erstarrten Hirten einen Klaps, „jetzt haltst du die Kuh und das Kalb, wir zwei, der Sengebauer und ich, gehen hinein."

Sie öffneten die Thüre, und obgleich sie auf den Zehenspitzen auftraten, war der Lärm, den sie verursachten, doch groß genug, um Mutter und Kinder jäh aus ihrem Hinschlummern aufzureißen. Die letztern brachen sofort in ein solches Zetergeschrei aus, daß der Oberfaller=Grundbauer mit einem lauten Lachen erklärte: „Die Alt' hat bigot nit zuviel gesagt, und Köpf' haben sie wie meine Faust!"

Er winkte dem Lätsch, der ob der Ehre des Besuches ganz sein herkömmliches Lachen vergaß und den Bauern wie im Traum zur Thür hinaus folgte.

Das Hutzele suchte inzwischen die schreienden Kinder zu beruhigen, womit sie gerade in dem Augenblick zu stand gekommen war, als deren Vater, leichenblaß und beinahe schwankend, in die Stube zurückkehrte.

Dort sank er wie gebrochen auf die Holzkiste nieder, und als Hutzele ganz erschreckt fragte: „Was

ist denn passiert?" steckte er sein gutes breites Gesicht in die Hände und weinte bitterlich.

„Haben sie dir die Arbeit gekündigt?" kam's in schwachen kläglichen Lauten vom Bette her.

Da raffte er sich mit einem kräftigen Kreuzdonnerwetter in die Höhe, schluckte vernehmlich und sprudelte es heraus: „Eine Kuh — hol' mich der Kuckuck — eine Kuh haben wir — und ein Kälble und eine Geiß dazu — ja, du mein grundgütiger Heiland, und zwei Gäns' und vier Hühner, und zwei Karren Heu auch noch — 's ist mir völlig in den Magen gefahren," entschuldigte er seine aufs neue hervorbrechenden Thränen.

„Gehört's denn auch wirklich uns?" erkundigte sich das Hutzele in einem Ton, als sehe sie schon wieder alles abziehen.

„Ja, uns, uns allein," bestätigte er, „die Bauern haben's gebracht, weil du's überstanden — was sie für ein Wunder Gottes halten —"

Nun brach auch das Hutzele in Thränen aus: „Gott verzeih' mir, daß ich meiner Lebtag gemeint hab', ich hätt' kein Glück auf deren Welt!"

„Und jetzt eine Kuh," zählte der Lätsch auf, „ein Kälble, eine Geiß und —"

Der Hirt stürmte herein: „Gelt aber, Lätsch, jetzt, daß wir so reich sind, jetzt schenkst mir auch fünf Pfennig, daß ich ein Schnürle an meine Peitsch' kaufen kann — zur Tauf' muß es knallen —"

Der Lätsch nickte: „Freilich, freilich," sich dabei verschämt mit dem Rockärmel über das thränengebadete Gesicht fahrend.

Der Hirt war schon wieder draußen und gab seiner Freude dadurch Ausdruck, daß er auf den vor dem Hause liegenden Bündel Heu Purzelbäume schlug, und zwar mit einer solchen Beflissenheit, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Daneben im Stall, brüllte das Vieh, und hinter den Fenstern mit dem roten Nelkenflor, hielten sich der Lätsch und das Hutzele bei der Hand und versuchten mit vereinten Kräften ihres Glückes Herr zu werden.

Der jüngste Nothelfer.

Die Turmuhr der hübschen, kleinen, bergumfriedeten Schwarzwaldstadt verkündete die zwölfte Stunde des Tages. Jeder beeilte sich heimzukommen, denn sämtliche Schornsteine entluden ihre Rauchwolken, somit das Zeichen gebend: 's ist Essenszeit!

Aus dem Kern'schen Laden, dessen Auslage sich mit peinlicher Genauigkeit in Mode- und Schreibwaren schied, eilte der letzte Käufer; die Ladenjungfer schloß die Thüre und begab sich in die kleine, hinter dem Laden gelegene Eßstube. Hier war schon alles um den Mittagstisch versammelt; eine schwarzgekleidete Frau von ungefähr vierundzwanzig Jahren, mit einem ungemein schönen, regelmäßigen, etwas strengen Gesicht, saß obenan und schöpfte die Suppe in die Teller.

Zur Rechten der Mutter, auf hohen Kissen, thronte ein ungefähr zweijähriges Büblein; diesem gegenüber saßen zwei größere Knaben, im Alter von vier und fünf Jahren.

Sämtliche Kinder benahmen sich bei Tisch höchst ordentlich und nett. Gesprochen wurde kein Wort, man hörte nur das Geräusch von Messer und Gabeln und das Ticktack der großen Schwarzwälderuhr neben dem Ledersofa. Über diesem hing das Bildnis eines jungen Mannes, dessen Antlitz den Stempel braver Zuverlässigkeit trug. Die Blicke der schönen Frau glitten manchmal über dieses Bild hin, worauf sie mit verschärfter Aufmerksamkeit das Gebaren der Knaben beobachtete.

Diese hatten eben ihr Tischgebet gesprochen, als kräftig gegen die in den Hof führende Thüre gepocht wurde, und herein trat ein ungewöhnlich groß gewachsener Mensch; er trug einen perlgrauen Anzug, darüber leuchtete ein Vollbart vom schönsten Hellblond, und aus diesem hinwiederum ein Augenpaar vom lichtesten Blau.

Mit lautem Jubelgeschrei stürzten die größeren Knaben dem Ankömmling entgegen; und der Kleine auf seinem hohen Polsterstuhle ließ nicht nach mit Stram-

peln und Schreien, bis ihn der große Mann auf den Arm genommen; da saß er nun, höchlich zufrieden, das Gesichtchen gegen den blonden Bart drückend.

„Nämlich, liebe Frau Lisbeth," hub der Besuch an, „die Sache ist die: es ist Robi heute einmal wieder nicht um die Welt mit Vernunftgründen beizukommen."

„Ich hab's gehört," rief der Älteste der Knaben, „ganz gut hab' ich's gehört, daß der Robi schrie, aber wir dürfen nicht sprechen bei Tisch, sonst hätt' ich's gesagt." —

„Ach so — ja richtig, nicht sprechen bei Tisch — welch' eine —"

„Herr Inspektor," nahm die junge Frau das Wort, „es war dies ein Grundsatz meines Mannes — Kinder sollen bei Tisch nicht sprechen. —"

Sie schaute sehr ernsthaft zu dem großen Manne auf, der schnell die Augenlider senkte, wie um seine Gedanken dahinter zu verbergen; aber sie verrieten sich doch, und zwar in dem eigentümlichen Zucken seiner Mundwinkel.

Frau Lisbeth dachte: „Was dieses Gezucke nur immer zu bedeuten hat, wenn ich von den Grundsätzen meines Mannes rede —"

Laut fügte sie hinzu: „Was ist es wieder mit Robi?"

„Stellen Sie sich vor," war des Inspektors Antwort, „er ist plötzlich auf den Gedanken gekommen, es für eine unerhörte Ungerechtigkeit zu halten, daß Fratz allein auf der Erde essen soll und wir am Tisch. Infolgedessen setzte der kleine Mensch sämtliche Teller auf den Boden, legte sich neben Fratz hin und verlangte von mir, das gleiche zu thun." —

„Es ist zu verwundern, daß Sie's nicht thaten," meinte Frau Lisbeth, den Inspektor mit einem Blick tiefsten Mitleids messend, „mein Mann sagte immer — wer von seinen Eltern nicht die nötigen Schläge kriegt, der kriegt sie später von fremder Hand."

„Der Herr Kern hatte ja wahrscheinlich recht," seufzte der Inspektor, „aber stellen Sie sich vor, liebe Frau Lisbeth, das kleine Kerlchen und die Hand" — er hielt seine große, kräftige Rechte dicht vor sie hin — „die Sache wäre ja doch gar zu ungleich!"

„Ich will Sie's einmal lehren, wie man's macht," sagte die junge Frau und holte eine kleine Rute hinter dem Spiegel hervor — „oder ist die noch vorhanden, die ich Ihnen gab?"

„Ich glaube, Fratz hat sie zerrissen," lautete des

Inspektors Antwort, dabei sah er so betrübt und ängstlich drein, als sei er's, dem die Schläge blühen.

Frau Lisbeth mußte lachen, sie hätte gern etwas gesagt, schwieg aber der Kinder wegen und schritt, die Rute in der Hand, in den Hof hinaus.

„Bitte, Onkel Inspektor, nimm uns mit!" baten die Knaben.

Sofort nahm er zu dem Kleinsten auch noch den Vierjährigen auf den Arm, während sich der Große an seinen Rock hing.

„Was sollen nun die Kinder da oben?" wandte sich Frau Lisbeth um.

„Aber es wäre doch Barbarei, eine so kleine Bitte abzuschlagen," meinte der Inspektor und trottete gutmütig mit seiner Last hinter der Frau her, die über den Hof schritt und dann die Treppe hinauf, in das zweite Stockwerk des Hauses.

Frau Lisbeth warf im Vorbeigehen einen Blick in die Küche — wie sah's da aus, was war aus all dem hübschen Porzellan, den glänzenden Gerätschaften geworden, die die junge Frau Inspektor mit in die Ehe gebracht? Im Eßzimmer war's noch schlimmer — nichts stand hier mehr am rechten Platz, die einst glänzenden Silbersachen auf dem Büffet

waren nicht mehr zu erkennen; auf dem Tisch lag ein schmutziges Tischtuch, und den schönen Teppich auf dem Boden garnierten eine Anzahl Teller.

Hier, lang ausgestreckt, die Füßchen in der Luft, den Kopf voll lichtblonder Locken tief herabgebeugt, lag der unüberwindliche Robi und leckte mit Fratz, einem schwarz und gelben Dachs, aus einer Schüssel.

Als er der Eintretenden ansichtig wurde, flog er in die Höhe und stürzte mit dem Jubelruf: „Karl! Karl!“ auf den Ältesten der Knaben zu.

„Robi,“ sagte Frau Lisbeth, „ich höre, du bist nicht brav gewesen!“

„Aber ich hab' nur wollen dem armen Fratz fressen helfen, daß er nicht so allein ißt — warum ist das nicht brav?“ erkundigte sich Robi.

Der Inspektor lachte laut auf: „Alle seine Sünden kommen vom helfen wollen — ich mache den Antrag, ihn der Kette der vierzehn Nothelfer als jüngsten beizufügen — was meinen Sie, Frau Lisbeth?“

„Ich meine,“ sagte sie, „ich bin zum Strafen herauf gekommen und nicht —“

„Das ist wahr,“ seufzte der Inspektor und schaute nach seinem Knaben.

Mit diesem hatte sich inzwischen Karl ins Einvernehmen gesetzt, und die beiden kleinen Bursche räumten nun eiligst die Teller vom Boden auf und waren so ungeschickt, daß Frau Lisbeth ihre Rute beiseite legen mußte, um ihnen beizuspringen.

„Haben Sie eigentlich gegessen?“ wandte sie sich an den Inspektor.

„Durchaus nicht,“ lautete die Antwort.

Frau Lisbeth rief nach dem Mädchen.

Es kam mit großen wuchtigen Schritten herbeigestürzt und über die Schwelle gestolpert — der Inbegriff einer Unschuld vom Lande.

„Wie sieht es da oben aus, Dortel,“ begann Frau Lisbeth.

„Hab' i ebbes vergesse?“ fragte das Mädchen, sofort losschluchzend.

Dies schien Fratz, dem Hunde, Vergnügen zu machen, denn er sprang alsbald in lustigen Sätzen um das Mädchen herum, dabei in der eigentümlichsten Weise die Oberlippe zurückschiebend, daß seine sämtlichen Zähne zu sehen waren.

„Da haben mer's,“ schrie Dortel auf, „schauet Se hin, schauet Se hin, etzt lacht er mi wieder us — er lacht mi immer us!“

„Schäm' dich, du große Person," sagte Frau Lisbeth, „komm schnell in die Küche!"

Es dauerte nicht lang, saß der Inspektor mit seinem Söhnchen vor einem wohl zubereiteten kleinen Mahl.

„Es ist eine gute Weile her," meinte er, „daß ich's da oben so gemütlich hatte."

„Aber die Ursache, weshalb ich heraufgekommen bin," wollte Frau Lisbeth einwenden.

Er unterbrach sie: „Sollten Sie böse sein, weil nichts aus der Schläge geworden?"

Sie sah ihn vorwurfsvoll an: „Glauben Sie, ich strafe gern? Aber ich hab' es meinem seligen Mann versprochen, die Buben zu rechtlichen, tüchtigen Männern zu erziehen, und dazu braucht's vor allen Dingen der Strenge. Daß es mir nahe geht, wie Sie Robi aufwachsen lassen, überhaupt zusehen zu müssen, wie der ganze schöne Haushalt zu Grunde geht, statt daß Sie jemand —"

„Um Gottes willen," unterbrach er sie, „kommen Sie mir nicht wieder mit einer sogenannten „besseren Person!" Ich versichere Sie, so ein herzensgutes, ehrliches und harmloses Geschöpf wie die Dortel, ist ein viel gesunderer Umgang für ein

Kind, als irgend ein erfahrenes, gebildet sein wollendes und unausgesetzt tadelndes Wesen höhern Ranges."

Frau Lisbeth erhob sich mit einem Seufzer: „Kommt Kinder," sagte sie und wandte sich zum Gehen.

„Nein, nein, wir bleiben bei Papa," erklärte Robi, „er ist unser Pferd — gelt, Papa, du bist unser Pferd!"

Die junge Frau schaute noch einmal zurück, allein keines ihrer Kinder machte Miene, ihr zu folgen; die von Robi eröffneten Aussichten waren zu verlockender Natur.

Da lag er auch schon auf der Erde, der Inspektor, und sämtliche Kinder machten sich ans Werk, seinen breiten Rücken zu besteigen; dabei ging ein Treiben los, ein Gepurzel und Gejauchze, wie sich's ein Kinderherz nicht toller wünschen kann. Plötzlich hatte der Gaul genug und breitete die Arme aus:

„Und was bin ich jetzt?"

„Unser lieber, lieber Papa!" schrieen sie alle durcheinander und flogen an seinen Hals.

„Drunten aber," sagte Karl, „drunten müssen wir Onkel Inspektor sagen — weil's die Mutter will."

Der Inspektor lachte kurz auf, erhob sich und machte sich zum Ausgehen fertig.

Die Kinder verbrachten ihren Nachmittag drunten, um den runden Tisch im Eßzimmer; sie waren große Zeichner von Grundrissen und gingen beim Errichten ihrer Schlösser, Schulen und Kirchen immer mit einem gewissen Plan zu Werk; das hatte sie der Inspektor gelehrt.

Gleich hinter der Thüre des Eßzimmers war eine Ecke im Laden, da saß Frau Kern die meiste Zeit des Tages, hinter ihrer Kasse, einen Korb voll Flicksachen neben sich. Und es nahm sie immer wieder wunder, wenn sie den Spielen der Knaben lauschte, wie so viel fertiger Robi in seinen Reden und seinem Thun war, als ihre eigenen Kinder.

Sie waren langsam und schwerfällig wie sie selber, denn hatte sie nicht in der That mehr als zwanzig Jahre gebraucht, bis sie endlich aus dem Halbschlaf erwachte, der ihre Seele gefangen gehalten.

Es fiel ungefähr mit der Zeit zusammen, als der junge Bauinspektor mit seiner reizenden Frau den oberen Stock des Hauses bezog. Sie waren Rheinländer, eine ganz andere Art von Menschen, als Frau Lisbeth sie bisher gekannt; immer heiter

und so viel rascher im Reden und Handeln, als die mundfaulen, schwerfälligen Schwarzwälder.

Die kleine Frau kam öfter auf ein halbes Stündchen in den Laden, um sich bei Frau Lisbeth über alle möglichen Dinge Rats zu erholen; beide Frauen erwarteten ihr erstes Kind, da begegneten sich ihre Interessen. Aus dem Geplauder der jungen Rheinländerin ging aber der schlichten Kaufmannsfrau eine ganz neue Welt auf — eine Welt behaglicher Sorglosigkeit und fröhlichen Genusses.

Frau Lisbeth war in der kleinen Eßstube hinter dem Laden aufgewachsen; nach dem frühen Tod ihres Vaters hatte der Sohn eines fernen Verwandten das Geschäft übernommen. Es fiel ihr nicht ein, sich dagegen zu wehren, als ihr die Mutter die Heirat mit dem braven, tüchtigen Mann vorschlug. Lisbeth zählte siebzehn Jahre, und Kern war der einzige Mann, den sie kennen gelernt; es fiel ihr auch nicht ein, irgend etwas in ihrer Lebensweise zu ändern, nachdem sie verheiratet und die Mutter gestorben war. Das Eßstübchen mit dem Ledersofa und die Ecke im Laden blieb ihre Welt; im Hinterhaus, eine Treppe hoch, waren die Schlafstuben; man mußte über den Hof gehen, um hin zu gelangen. Das

hatten die Eltern nicht bequemer gehabt, und der Mann verlangte es auch nicht anders; er ging völlig in seinem Geschäft auf.

Als seine Frau meinte, man müsse den Besuch im obern Stockwerk erwidern, erklärte er:

„Wir sind Geschäftsleute — Besuche machen ist für Nichtsthuer.“

Eines Tages jedoch ließ sich Frau Lisbeth von der jungen Frau bereden und suchte die Hausgenossen auf. Sie war ganz in Gedanken, als sie wieder herunterkam.

„Ist das schön, so eine behagliche Häuslichkeit,“ meinte sie bei Tisch.

„Was, schön!“ der Mann schaute sie ganz verwundert an, „was liegt denn an schön — die Hauptsach' ist, das Geschäft geht gut, und man kommt vorwärts.“

„Natürlich,“ gab sie zu, aber sie ging nicht mehr hinauf, die Frau Inspektor mochte sagen, was sie wollte — sie fühlte, es that ihr nicht gut, Vergleiche drängten sich ihr auf, die Enge der hintern Stube bedrückte sie; sie bemerkte plötzlich, wie alt und häßlich die Möbel waren, und wie verbraucht alles aussah.

Und außerdem — die Art, wie die beiden da

oben miteinander verkehrten, machte ihr zu schaffen, sie erschienen ihr wie Menschen einer höhern Gattung, und es war ihr eine stille Wonne, von ihrem Fenster aus zu den verhüllten Scheiben hinauf zu sehen, hinter denen nach ihrer Meinung alles Glück der Welt wohnte.

Eines Tages aber hielt Frau Lisbeth ihren Erstgeborenen im Arm, bei dessen Anblick sie von all ihren heimlichen Wünschen und Vergleichen genaß.

Droben wurde vierzehn Tage später ebenfalls ein Söhnlein geboren; allein die junge Mutter ließ dafür das Leben, und man trug sie im blumengeschmückten Sarg zu ihrem fröhlichen sonnigen Heim hinaus.

Dieser plötzliche Riß in ein so schönes Glück machte auf Lisbeth den tiefsten Eindruck; sie beweinte die junge Frau wie eine Schwester, ließ sich das Kleine bringen, stillte es mit ihrem Knaben und wiegte sie beide zusammen zur Ruhe.

Inspektor Klein hatte keine Eltern mehr; die Familie seiner Frau war bereit, das Kind zu sich zu nehmen, allein davon wollte der junge Witwer nichts wissen.

Frau Lisbeth versprach, für eine Wärterin zu sorgen und das Kind so lange zu behalten.

Darüber vergingen Wochen und Monate — zu jener Zeit geschah's, daß ein zweiter Stuhl in die Ladenecke, neben die Kasse geschoben wurde. Klein hatte es gethan; er saß hier jeden Nachmittag und jeden Abend und hielt sein Kind im Arm und freute sich über dessen Gedeihen.

Die junge Frau sagte ihm nie, welch' unendliche Mühe ihr das lebhafte, überzarte Geschöpfchen verursachte, das dreifach mehr Zeit in Anspruch nahm, als das eigene, kugelrunde, schon in der Wiege biedere Söhnlein.

Zuweilen kam's vor, daß der Inspektor über sein Kind weg von andern Dingen redete, von Zuständen und Ereignissen, die über das Tägliche hinausgingen und ihr Einblicke in neue Verhältnisse gewährten. Dann richtete sie die Augen groß und fragend auf sein Antlitz, und der Ausdruck ihrer geistigen Hilflosigkeit rührte ihn tief.

Er legte eines Tages ein Buch vor sie hin, mit der Aufforderung, es zu lesen.

„O was denken Sie," rief sie aus, „dazu komme ich nicht!"

„Warum nicht, hat sich's ja sogar der liebe Gott am siebenten Tag ein wenig bequem gemacht."

„Freilich, das ist wahr — nun vielleicht ging's des Sonntagnachmittags, wenn mein Mann schläft.“ —

Es ging — ja, nach langen Gewissenskämpfen brachte sie es sogar dahin, täglich ein Stündchen fürs Lesen zu erübrigen; freilich legte sie dabei nie den Strickstrumpf aus der Hand, zur Abschwächung des großen Genusses, den sie sich gönnte.

Fragte Klein, wie ihr das Buch gefallen, wurde sie rot und stotterte ein — „Ich weiß es nicht —“

Auch wenn sie etwas zweimal gelesen, wurde ihr das Reden darüber schwer.

„Ich bin so langsam,“ klagte sie, „so ungeschickt —“

Das war sie, ein echtes Kind ihres Volkes, schwerfällig im Denken und Reden, eingeschüchtert durch das Gefühl des eigenen Ungeschickes, und doch eine ganze Welt der Empfindung und Entwickelungsfähigkeit in sich tragend.

Die Knaben waren schon sieben Monate alt, als Frau Lisbeth endlich die Wärterin gefunden zu haben glaubte, der sie ihr Pflegekind anvertrauen durfte. Sie trug den Kleinen selbst hinauf, in die von ihr hergerichtete Kinderstube. Der Inspektor nahm sein Söhnchen mit einem lauten Freudenruf in Empfang:

Endlich sollte er's haben, ganz und gar, sich immerfort an seinem Anblick, seinem Wachstum erfreuen dürfen!

Da saß es auf seinen Knieen, und es war zum Lachen possierlich, wie sich der große, starke Mann abmühte, das kleine Wesen so zart wie möglich anzufassen.

Schon ein paarmal hatte Frau Lisbeth die Thürklinke in die Hand genommen, um zu gehen, und immer wieder kehrte sie zurück, um der Wärterin noch irgend etwas Dringliches ans Herz zu legen. Jetzt aber war sie fertig — ihr Blick suchte das kleine, zart behaarte Köpfchen — o Gott, was war das für ein brennender, heißer Schmerz, der da plötzlich in ihrer Seele aufstieg und ihr die Kehle mit Gewalt zusammenpreßte!

Sie stöhnte laut auf, suchte mit zitternder Hand die Thürklinke, fand sie nicht und hielt im nächsten Augenblick unter bitterlichem Weinen das Kind in ihren Armen. Sie wollte etwas sagen, sich entschuldigen, aber da gewahrte sie, daß auch dem Manne vor ihr die Augen voller Thränen standen.

Der Abend kam; sie saß und strickte, der Mann hatte das Kontobuch vor sich. Sie hätte so gern

ihren Kopf an seinen Arm gelehnt und sich ausgeweint, daß sie das Kind hatte hergeben müssen. Sie wußte selber nicht, weshalb sie es nicht wagte, sondern nur in leisem Tone die Bemerkung fallen ließ: „Jetzt ist der Robi oben.“

„Ja, gottlob,“ sagte er, „eine Last weniger für dich — es war ein unruhiges Kind.“

„Das ist wahr,“ gab sie zu, „aber man hat eben doch nicht umsonst so ein Kleines sieben Monate um sich gehabt.“ —

Sie konnte nicht weiter reden, aus Angst in Thränen auszubrechen.

„Geh,“ wies sie der Mann zurecht, „eine Mutter muß doch genug an ihrem eigenen Kind haben.“

Der Stuhl aber in der Ladenecke blieb stehen, und Klein fand sich nach wie vor allabendlich auf seinem Platze ein. Er war nie mit der Wärterin einverstanden, und die Wärterin nie mit ihm.

Frau Lisbeth mußte immerfort Rat erteilen, Friede stiften und heraufkommen, um nach dem Rechten zu sehen. Sie hatte Robi als wohlerzogenes Büblein aus ihren Händen gegeben und mußte nun erleben, ihn zu einem ganz eigenwilligen, kleinen Wesen heranwachsen zu sehen, das sich weder um Tages- noch

Nachtzeiten kümmerte und sowohl seinen Vater als dessen Teppiche mit vollkommener Respektslosigkeit behandelte. Es war diesem unglückseligen Mann nun einmal nicht beizubringen, daß Kinder von klein auf mit Strenge erzogen werden müssen.

Neben diesem Kampf um Meinungen handelte es sich um Bücher, die er fortwährend brachte und über deren Inhalt sich Frau Lisbeth jetzt mit viel mehr Mut und weniger Stottern auszusprechen verstand.

Eines Sonntags, als sie mit ihrem Mann spazieren ging, überkam sie die plötzliche Sehnsucht, ihm ihr Inneres zu erschließen, damit auch er an dem Reichtum teilnehme, den sie in sich werden fühlte.

Kern hörte den nicht ganz geschickten Versuchen seiner Frau eine Weile zu, hierauf sagte er, indem er ihre, auf seinem Arm ruhende Hand streichelte: „Laß dir von dem überspannten Inspektor keine unnötigen Dinge in den Kopf setzen, liebes Kind; ich bitte dich, ein Mensch, der mit einem spannenlangen Buben nicht fertig wird und immer von seinen Vorgesetzten gemahnt werden muß, daß er seine Pflicht thut! Ganze Stöße von Arbeiten sollen auf dem Baubureau liegen, die der Erledigung harren, er

aber rennt lieber in die Berge, läßt sich teure Bücher kommen und verwendet den geringsten Teil des Tages zur Arbeit. Er ist gutmütig, das ist wahr, und giebt uns viel zu lachen, und ich habe nichts dagegen, daß du dem hilflosen Menschen beistehst, aber verschone mich mit seinem Gedankenkram, denn ich habe absolut keine Zeit für unnötige Dinge."

Als der Inspektor in den nächsten Tagen wieder ein Buch vor die junge Frau hinlegte, schob sie es mit den Worten zurück:

„Ich danke Ihnen, bringen Sie mir nichts mehr, es ist besser, ich höre mit dem Lesen auf."

„So, was für ein heiliger Skrupel ist Ihnen wieder einmal über den Weg gelaufen?"

Sie errötete, daß er sie so genau kannte. „Wir sind nun einmal verschieden," sagte sie. „Sie nehmen alles leicht, ich nehme die Dinge ernster; ich kann's nicht verantworten, daß ich etwas treibe, woran mein Mann nicht teil nimmt; Mann und Frau aber sollen zusammen gehen —"

„Oder sich ergänzen," fiel ihr der Inspektor ins Wort, „so daß, wenn Ihr Mann aus Ihrem Sohne einen arbeitstüchtigen Menschen macht, es auf Sie komme, sein Gemüt zu bereichern, auf daß er nicht

einseitig werde. Lesen Sie nur ruhig weiter, liebe Frau Lisbeth, denn je mehr Sie einheimsen, desto mehr haben Sie zu geben."

Da nahm sie die Bücher wieder zur Hand, sich fortan ohne alle Quälereien ihrem Streben hingebend, denn — es war ja für ihren Sohn, was sie sich erwarb.

Zur Zeit als eben ein zweites Söhnchen im untern Stockwerk selbständig auf der Erde herumzukrabbeln begann, geschah es, daß sämtliche Kinder des Hauses das Scharlach befiel. Kurz, nachdem Frau Lisbeth Robi zu ihren Kindern genommen, um sich die Pflege zu erleichtern, legte sich der Inspektor. Kern fand es wundervoll, daß der lange Mensch an einer Kinderkrankheit lag, dann erfaßte es auch ihn, und schon nach vierzehn Tagen war er tot.

Sechs Wochen nach diesem Schlag bekam Lisbeth ein drittes Söhnchen. Nachdem sie wieder imstande war, ihre Pflichten aufzunehmen, ging sie umher, tief innerlich entsetzt, nicht unglücklicher zu sein. Ihr Herz empfand keine Lücke. Manchmal stand sie und rang die Hände und fragte sich:

„Was bin ich denn für ein Geschöpf?"

Aber es half nichts, daß sie sich abhärmte und

quälte und anklagte — sie war eine zu ehrliche Natur, um sich über ihr eigenes Fühlen hinwegtäuschen zu können; sie beweinte den Vater ihrer Kinder und gelobte sich, dieselben in seinem Sinne weiter zu erziehen; sie wollte diesen Mangel an Trauer damit gut machen, daß sie nach den Ansichten und Grundsätzen ihres Mannes weiter handelte und vor allen Dingen das Geschäft auf seiner Höhe erhielt.

Aber es fiel ihr nicht leicht; die große Gewissenhaftigkeit, mit der sie alles betrieb, erforderte mehr Zeit, als der Tag ihr zur Verfügung stellte, sie saß daher noch die halbe Nacht über ihrem Kontobuch und rechnete, bis ihr die Augen zufielen.

Der Inspektor sah das Licht allabendlich in der Eckstube drunten, er erriet die Ursache und machte sich, so oft sich ihm die Gelegenheit bot, über das Kontobuch und die Korrespondenz her. In kurzer Zeit hatte er die Buchführung und Bestellung der Waren wie ein Kaufmann inne, und das Geschäft, das früher Herr Kern mit einem so großen Aufwand von Kraft und Umständlichkeit betrieben, wurde nun in aller Stille, ohne viel Aufhebens, vom Inspektor weiter geführt.

„Herr Inspektor,“ sagte Frau Lisbeth eines Abends,

als Klein, das jüngste Büblein auf den Knieen schaukelnd, über dem Kontobuch saß, „ich habe Ihnen so viel zu danken, daß ich nicht weiß —"

„Hören Sie auf," unterbrach er sie, „was ist denn das bißchen Zusammenrechnen im Vergleich" —

„O still," fiel sie ihm ihrerseits ins Wort, „außerdem — ich hab' noch 'was anderes auf dem Herzen — ja, Herr Inspektor, mein Mann und ich, wir haben Sie recht verkannt — wir hielten Sie für einen unvernünftigen Menschen und trauten Ihnen keinen Funken Ernst zu —"

Er lachte: „Da gehen Sie nun alle Sonntag in die Kirche und wissen nicht einmal, daß der Apostel Paulus gesagt hat: Seid allezeit fröhlich!"

Es war am Abend des Tages, an dem Frau Lisbeth oben war, um Robi mit der Rute zu züchtigen; die Züge der jungen Frau, die in ihrer Ladenecke saß, drückten Bekümmernis aus. Droben, die vernachlässigten Stuben, all die heruntergekommene Herrlichkeit von ehedem, von der sie in ihren stillen Stunden geträumt, machte ihr das Herz schwer. Es quälte sie, daß sie den verlassenen Hausrat nicht hatte vor dem Verfall retten können, während ihr all die

Hilfe zu teil wurde, deren sie zur Aufrechterhaltung des Geschäftes bedurfte.

Während sie so saß, schlich Robi auf den Zehenspitzen an ihr vorbei und setzte sich dicht hinter sie, in eine offen stehende Schieblade. Gleich darauf wurde die Ladenthür mit festem Druck geöffnet, und der Inspektor schritt herein.

Nach herzlichem Gruß nahm er auf seinem Stuhl Platz und begann seine Arbeit; plötzlich erhob er den Kopf und ließ den Blick über Frau Lisbeths Züge gleiten:

„Was bedrückt Sie heute?"

„Droben die Unordnung," gab sie zur Antwort, „daß ich's nicht fertig bringe, Ihnen ein behagliches Heim zu schaffen —"

Sie sprach noch weiter, und er vertiefte sich in ihr schönes Gesicht, das sich in den letzten zwei Jahren, seit dem Tode ihres Gatten, so merklich verändert.

„Frau Lisbeth," sprach er leise, sich von seinem Buch wegwendend und mühsam Atem holend, „ich wüßt' ein Mittel — ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen — kommen Sie herauf zu mir — als mein geliebtes Weib — als Robis Mutter —"

„O," stöhnte Sie auf, „was haben Sie gethan

— was haben Sie gethan —" und wie in tiefster Seelenpein barg sie das Gesicht in beide Hände.

„Was ich gethan habe?" fragte er, „ist denn auf der Welt etwas natürlicher, als daß wir zwei zusammen gehören?"

„Nein, nein," preßte sie hervor, „eine Frau, die Kinder hat — ich müßte mich verachten — kommen Sie nie wieder darauf zurück — nie, nie!"

„Es könnte uns geholfen werden," sprach er, mit Gewalt an sich haltend, „eine Beförderung in die Residenz ist mir angetragen — ich kann jeden Tag fort —"

„Aber doch nicht mit Robi?"

„Wären Sie grausam genug, mich auch noch meines Kindes berauben zu wollen?"

„Sie wissen nicht, wie zart er ist," fiel sie ihm ins Wort, „Sie haben keine Ahnung — Zweimal habe ich ihn mir dem Tode abgekämpft — damals, als ich ihn in der Wiege hatte und später beim Scharlach — was soll aus ihm werden in der Stadt, ganz den Dienstboten überlassen — jetzt, wo er endlich zunimmt — Neulich lief er in zu kurzen Schuhen herum — das sehen Sie alles nicht — Sie sehen ja überhaupt nichts, und ich müßt' in

beständiger Todesangst um das Kind leben, das mir wie ein eigenes am Herzen liegt. Thun Sie mir das nicht an!"

Der Inspektor erhob sich: „Gut," sprach er, „vergessen wir, was vorgefallen."

Drinnen in der Eckstube saßen die drei Kernschen Kinder um ihre Abendmilch, und es entstand ein großes Geschrei, als der sonst immer heitere und zum Scherzen aufgelegte Freund plötzlich Miene machte, mit langen Schritten, ohne ein Wort zu sagen, durch die Stube zu eilen. Männle, der Jüngste, gebärdete sich ganz desperat und ruhte nicht, bis er aufgenommen wurde und es ihm vergönnt war, sein Milchbärtchen an des Inspektors blondem Barthaar abzuwischen. Frau Lisbeth drohte dem ungestümen Burschen mit dem Finger, und sie und Klein bestrebten sich zu lächeln mit ihren noch von der Erregung bleichen Gesichtern; wunderbarerweise fiel es keinem von ihnen ein, nach Robi zu fragen, um den sich doch noch soeben all ihre Gedanken gedreht hatten.

Als der Inspektor die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, stahl sich plötzlich eine kleine warme Hand in seine Rechte, und er fuhr wie aus einem Traume auf und nahm seinen Jungen auf den Arm.

Wie immer brachte er den Kleinen selbst zu Bett; Robi fügte sich in all die Unbequemlichkeiten der Nachttoilette nur unter der Bedingung völliger Gleichberechtigung; erst wusch Papa Robis Gesicht, dann wusch Robi Papas Gesicht, dabei pflogen sie der freundschaftlichsten Unterhaltung, in der auch wieder jeder die gleichen Rechte besaß.

An diesem Abend saß Robi still und in sich gekehrt in seinem herabgelassenen Hemdchen auf dem Tisch und schaute den kleinen Wasserperlchen nach, die an seiner Brust herniederrannen. Als er eben in das große Bett der verstorbenen Mama gelegt werden sollte, schlang er plötzlich beide Ärmchen um des Vaters Hals und flüsterte ihm ins Ohr:

„Armer Papa, wenn ich nur wenigstens einmal mit dem Storch reden könnt'!"

„Mit dem Storch — was soll uns der Storch?" meinte sein Vater in etwas zerstreutem Tone.

„Er könnt' dich vielleicht der Mutter bringen, und dann müßte sie dich nehmen," lautete des Kindes Antwort.

„Hm," räusperte sich der Inspektor, „was weißt du denn —"

„Alles weiß ich," versicherte Robi, „ich bin zum

Glück hinter euch in einer Schieblade gesessen, weil ich dich hab' erschrecken wollen. Gelt, wenn's mit dem Storch ginge, da wärst du froh?"

„Allerdings," sagte der Inspektor, sein Gesicht tief in Robis blondes Haar drückend, „aber ich fürchte, ich bin ein wenig zu lang."

„Freilich, das könnt' sein," gab Robi zu, „aber sei nicht traurig, Papa, ich helf' dir doch!"

Der Inspektor setzte sich aufs Bett hin und nahm die Händchen seines Knaben in seine Rechte.

„Hör', mein kleiner Freund, ich will dir 'was sagen — wir haben jetzt ein Geheimnis miteinander — weißt du, was ein Geheimnis ist? Etwas, das man keinem Menschen weiter sagen darf —"

„Keinem Menschen," flüsterte Robi, die großen, glänzenden Augen mit dem Ausdruck tiefster Verwunderung auf den Vater gerichtet, „nicht einmal die Mutter darf's wissen?"

„Nicht einmal die Mutter."

„Und Karl nicht und Frieder nicht, und auch nicht 's Männle! Gelt, Papa, nicht einmal der Fratz?"

„Niemand als du und ich, mein Liebling."

„O, Papa," seufzte Robi auf, „das ist wunder-

schön, wunderschön!“ und er zog die großen Hände seines Vaters an sein Herzchen und hielt sie da fest, bis er einschlief.

Am Ende der langen Gasse, gleich um die Ecke, in einem großen Garten war die Kleinkinderschule. Frau Lisbeths Sprößlinge und Robi begaben sich jeden Morgen dahin, Nachbars Nannele mit sich nehmend, in das sämtliche Büblein bis über die Ohren verliebt waren.

So trotteten sie, sich fest bei den Händen haltend, die Gasse entlang, dicht hinter ihnen Fratz, der immer mit zur Schule ging und dort zu den beliebtesten Schülern zählte.

Für Karl, den Ältesten, war dieser Schulweg stets ein Schmerzensgang; er saß nun schon ein halbes Jahr auf der Bank der Großen und war unter diesen der einzige, der noch ein Kinderschürzchen trug — und zwar ein sehr kurzes, verwachsenes.

Er hatte durch dasselbe außerordentlich viel Hohn und Spott zu erleiden, und wenn er sich bei der Mutter beklagte, gab sie ihm zur Antwort:

„Daraus macht sich ein ordentlicher Bub' nichts.“

Aber Karl machte sich doch etwas daraus, und darum sagte er eines schönen Morgens beim Schulgang:

„Ich weiß nicht, was die andern Leut' am Leben finden, ich find' nichts daran."

„Weißt du was," sagte Robi, der die Ursache dieses düstern Ausspruchs sofort erriet, „wir machen's kaput!"

Und er zerrte so lang an Karls unglückseligem Schürzchen, bis er's ihm abgestreift hatte; hierauf hielt er's dem stets zu allen Missethaten aufgelegten Fratz hin, der sich nicht lange bitten ließ und das Fähnchen in Fetzen riß.

Es war nun freilich sehr schön, als Großer, ohne Schürze, in der Schule zu erscheinen, allein auf dem Heimweg stellten sich die Folterqualen des Gewissens ein und preßten dem armen Karl dicke Angstthränen aus den Augen.

„Sei nur ruhig," tröstete ihn Robi, „ich will's schon machen —" packte Fratz bei den Ohren und zerrte ihn in den Laden.

„Er hat dem Karl seine Schürz' zerrissen," berichtete er Frau Lisbeth.

Sie warf einen Blick auf die Kinder: „Er ganz allein?"

„Ich hab' auch ein wenig mitgeholfen," gab Robi zu, „wir haben, glaub' ich, alle ein wenig mitgeholfen."

„Und warum habt ihr das gethan?“ forschte Frau Lisbeth weiter.

Robi schaute sie an, ihre ernste Miene erinnerte ihn an das Ereignis des vergangenen Abends, und er brach in bitteres Schluchzen aus, indem er die Worte hervorstieß:

„Warum bist du denn so bös und machst uns alle traurig?“

Die junge Frau sah dem im nächsten Augenblick davoneilenden Knaben erschrocken nach, dann wandte sie sich zu ihren eigenen Kindern, die in der That den Ausspruch des Gespielen auffallend rechtfertigten, denn wie die ärmsten Sünderlein standen sie da, mit Unheil witternden Mienen zur Mutter aufschauend.

Da überkam sie eine plötzliche Angst, ob sie mit ihrer Strenge nicht am Ende zu weit gehe und die Herzen ihrer Kinder sich dadurch entfremde, statt ihre Liebe zu gewinnen.

„Drück' sie ans Herz,“ sprach eine Stimme in ihr, „zeig' ihnen deine Zärtlichkeit, nicht nur deine Strenge.“

Aber sie brachte es nicht fertig, dieser inneren Stimme Folge zu leisten, gehalten wie immer von irgend einer Enge ihres Herzens.

Als sie ein paar Augenblicke später ihre Kinder dem heimkehrenden Inspektor im Hof entgegeneilen sah, als sie gewahrte, mit welcher Innigkeit die kleinen Gesellen an dem Mann emporstrebten, wie sie seine Hände, seinen Rockzipfel, alles, was sie von ihm zu erhaschen vermochten, küßten und an sich drückten — da überkam sie's plötzlich, daß sie an sich selber die Frage stellte: Sollte das nicht am Ende das einzig Richtige sein?

Aber schon im nächsten Augenblick schrak sie zusammen und wandte sich zu dem Bildnis ihres Mannes und blieb vor ihm stehen, sich die ganze Vergangenheit ins Gedächtnis zurückrufend. Jedoch es kam ihr keine Hilfe, kein Gefühl der Gewißheit oder der Beruhigung; nur Vergleiche drängten sich ihr auf, Vergleiche, die ihr zu denken gaben und ihre Seele mit Pein erfüllten.

Nein, sie war nicht länger die allezeit Gegenwärtige, der nichts entging, weder im Laden, noch in der Kinderstube. Es geschah sogar eines Tages, daß drinnen die Uhr fünf schlug und Frau Lisbeth, aus ihren Gedanken auffahrend, mit Schrecken gewahrte, daß das Vesperbrot der sonst um vier Uhr von der Schule zurückkehrenden Kleinen noch unberührt auf dem Tische lag.

Sie eilte vor die Ladenthüre und schaute die Gasse entlang; nach kurzem Besinnen verfügte sie sich in die Kleinkinderschule, wo sie erfahren mußte, daß die Kinder gar nicht dagewesen waren. Nun eilte sie in heller Angst zum Inspektor aufs Baubureau und teilte ihm das Verschwinden der Kleinen mit.

Er lachte sie aus, nahm seinen Hut und versprach, die Ausreißer wohlbehalten heimzubringen.

Und er hielt Wort; es dunkelte schon ein wenig, als er mit einem Karren die Gasse daher gefahren kam, auf dem sämtliche Vermißten saßen, mit großem Geschrei und Gejauchze ihre Ankunft verkündend.

Frau Lisbeth, im Innersten glückselig über den Anblick, legte nichtsdestoweniger ihr Gesicht in die ernsthaftesten Falten und schritt den Kindern mit einem strengen: „Wo seid ihr gewesen?“ entgegen.

Wie ein großer Schutzengel breitete der Inspektor die Arme über die ihn umdrängenden Kleinen aus.

„Sie sind so hungrig,“ meinte er, „fast am Verhungern sind sie.“

In der That, die kleinen Ausreißer hatten schon Platz genommen, und jeder machte sich über sein

Vesperbrot her, die Sorge um sein Wohl und Weh dem Freunde überlassend.

Gesenkten Hauptes, mit einem Lächeln auf den Lippen folgte er Frau Lisbeth in die Ladenecke.

„Herr Inspektor," sprach die junge Frau im Tone tiefster Bekümmernis, „was soll aus meinen Kindern werden, wenn das so fortgeht?"

Er stand unter der Thüre gelehnt, die Hände in den Taschen, und schaute über die junge Frau weg in irgend eine für ihn vorhandene Ferne.

„Es giebt ein schönes Bibelwort, kennen Sie's? — Ist die Wurzel heilig, sind es auch die Zweige."

„Wissen Sie, liebe Frau Lisbeth," nahm er wieder das Wort, da auf seinen Spruch hin eine jener Pausen entstand, aus denen man die Atemzüge werdender Gedanken zu spüren glaubt, „wer von uns kann sagen, er erzieht seine Kinder so, wie es recht ist? Der eine hält die Zügel zu stramm, der andere zu lose. Man müßte verzweifeln, wenn jenes Bibelwort nicht wäre, so aber wissen wir — wir Eltern haben's in der Hand — unser Beispiel thut die Hauptsache. Darum sorgen Sie nicht, liebe Frau Lisbeth, Sie werden nie einen gewissenlosen Sohn haben — selbst wenn dann und wann einmal die

Strafe ausbleibt. Erlauben Sie, ein Beispiel von der Macht des Beispiels: Als ich vor sechs Jahren hierher kam, war die Hauptsorge meines Daseins — nur keine Beamtenmaschine werden — kein Berufsmensch, kein Fachsimpel! Meine Antipathie gegen diese Sorte von Unmenschen ging so weit, daß ich mein Amt auf das kläglichste besorgte; so oft ich ein Vergnügen der Pflicht vorzog, log ich mich an, dies aus Rücksicht für meinen Grundsatz zu thun — kurz, ich war ein unzuverlässiger Arbeiter und sah es ruhig mit an, wie sich auf meinem Bureau die Zahl der unerledigten Arbeiten zu Stößen aufbauten. Nun weiß ich nicht mehr, wann es zum erstenmal geschah, als mich plötzlich ein unheimliches Gefühl beschlich, Sie immerfort thätig, in ununterbrochener Pflichttreue auf Ihrem Platz zu finden. Ein Mann schämt sich nicht gern vor einer Frau — ich schloß also mit Vorliebe die Augen und rannte an Ihnen vorbei — aber es half nichts, ich sah Sie doch! Da saßen Sie auf Ihrem Posten, vermeinten einen Strumpf zu stricken und verfertigten mir ein Gewissen — ein ungemein beschwerliches, immerfort mahnendes Gewissen. — Und so, ohne ein Wort zu sagen oder mein Treiben zu tadeln, machten Sie mich nach und

nach zu dem zuverlässigen, ordentlichen Arbeiter, der jetzt die Ehre hat, vor Ihnen zu stehen. Sehen Sie, so mächtig wirkt das Beispiel!"

Frau Lisbeth schaute lächelnd zu dem Sprecher empor.

„Aber wenn ich Ihnen nun kein gutes Beispiel gegeben hätte? Ich meine, es ist unter allen Umständen das beste, wir geben unsern Kindern von vornherein eine gute Portion Pflichtgefühl mit, was liegt daran, wenn man sich zuweilen mit ein paar Ohrfeigen verständlich machen muß. Sehen Sie, das ist mir unbegreiflich an Ihnen: stürzt ein Kind die Treppe hinunter, daß das ganze Haus zittert, Sie rühren sich nicht — Sie spielen mit den Buben Ball und werfen sie mir in der Luft herum, daß mir Hören und Sehen vergeht — aber über ein paar unschuldige Ohrfeigen —"

„Erlauben Sie," unterbrach sie der Inspektor, „wissen wir denn, was in so einem Kinderköpfchen vorgeht — ob seine in unseren Augen so große Verbrechen wirklich immer strafwürdige sind? Wieder ein Beispiel: Eines Tages komme ich als kleiner Junge durch den Vorplatz unsers Hauses, steht da ein großer Korb mit Krautköpfen — unglückseliger=

weise lehnt daneben ein Besenstiel. Ich ergreife ihn und durchstoße mit dem spitzen Ende des Stiels sämtliche Krautköpfe — sämtliche! und mit einer Geschäftigkeit und Wonne ohnegleichen, bei jedem Stoß hinzufügend: Und jetzt kommst du — und du — und du!

Zu jener Zeit las ich ein Märchen; wenn ich mich recht erinnere, hieß es Prinz Nase; in diesem Märchen spielten eine Masse Krautköpfe irgend eine böse Rolle — und nun hatt' ich sie in meiner Macht und verdarb sie alle.

Nach geschehener That mußten wir Jungens antreten, und die Frage wurde gestellt: Wer von euch hatte die unerhörte Bosheit, sämtliche im Hausflur stehende Krautköpfe zu durchstoßen?

Ich erinnere mich noch an das große Erstaunen, das in meiner Kinderseele aufdämmerte über das Wort — Bosheit — ich konnte mich nicht rechtfertigen, unfähig, die Beweggründe meines Handelns zum Ausdruck zu bringen — und erntete meine Ohrfeigen. So oft sich's nun um das Strafen eines Kindes handelt, tauchen jene Krautköpfe aus der Tiefe meines Gedächtnisses auf, mit einem Beigeschmack jenes bitteren Gefühls, das mir damals so heiße Thränen entlockte."

Frau Lisbeth schüttelte das Haupt: „Dann müßte man ja fortwährend Untersuchung halten, und das nähme entsetzlich viel Zeit in Anspruch.“

„Nur hier nicht sparen,“ unterbrach sie der Inspektor, verfügte sich mit zwei Schritten ins Nebenzimmer und nahm am Tisch bei den Kindern Platz.

„Nun,“ begann er, „jetzt, da ihr gegessen habt, wünsche ich zu wissen, weshalb man, statt in die Schule zu gehen, den ganzen Nachmittag in der Stadt herumgelaufen ist — und zwar, wie mir der Bäckermeister Straube mitteilte, von einem Laden in den andern. Könnt ihr mir irgend welche vernünftige Beweggründe für euer Betragen angeben?“

„Natürlich, Papa,“ erklärte Robi, „drüben, ’s Nannele hat geweint, weil’s keinen Hut hat für sein Poppeile, da sind wir in allen Läden in der ganzen Stadt gewesen und haben für einen Pfennig einen Hut kaufen wollen und doch keinen kriegt.“

Der Inspektor streifte mit einem Blick die unter der Thüre lehnende junge Frau und meinte dann, indem er sämtliche Scheitel der ihm zustrebenden Kinderköpfchen mit einer einzigen Handbewegung in Unordnung brachte:

„Daß ihr nicht habt böse sein wollen, ist klar,

aber — aber, euer Fortbleiben hat der Mutter Kummer gemacht."

„Ach, Papa, es ist ja gar nicht wahr," rief Robi aus, „siehst du denn nicht, sie lacht ja! o Mutter, Mutter!" und er schlang seine kleinen Arme fest um Frau Lisbeth, „nimm doch Papa, daß er nimmer traurig ist!"

Die junge Frau wurde erst dunkelrot, dann leichenblaß; sie starrte einen Augenblick wie fassungslos in das Kindergesicht, das zu ihr aufsah, dann plötzlich brachte sie das laute Atmen des Mannes, der mit ausgebreiteten Armen vor ihr stand, zu sich selber. Mit ein paar Schritten war sie hinter ihren Kindern; sie sprach kein Wort, aber sie hielt sie umfaßt, und der Inspektor und Robi standen allein.

„Komm," sagte er, nahm sein Kind bei der Hand und verließ mit ihm die Stube.

Droben fragte der Kleine: „Glaubst du, daß sie dich jetzt nimmt?"

„Robi, Robi," seufzte sein Vater, „du hast mir nicht Wort gehalten, es thut mir sehr leid, daß ich ein Geheimnis mit dir habe."

Das Söhnchen streichelte ihm die Wange: „Will's nimmer thun," versprach er, „aber helfen thu' ich dir doch!"

Es kam nun eine Zeit peinvoller, äußerlicher Fremdheit; der Inspektor und Frau Lisbeth verkehrten zwar nach wie vor miteinander, aber sie saßen so still und gedrückt in ihrer Ladenecke, als hätten sie sich nichts mehr zu sagen.

Es war Robi vorbehalten, das erlösende Wort zu sprechen, indem er sich eines Abends mit der Bemerkung zwischen die beiden drängte:

„Wenn die Mutter so ein Fältchen auf der Stirn hat, weiß ich, daß sie was betrübt; bin ich's vielleicht wieder?"

Die junge Frau strich dem Kind die Haare aus der Stirne und schickte es zu den Gespielen; hierauf legte sie einen Brief vor den Inspektor hin.

Er kam von der Großmutter in Säckingen; die alte Frau lud, wie alljährlich, ihre Urenkel zu sich ein, verbat sich aber diesmal Robis Besuch; er sei ihr schon im letzten Jahr zu lebhaft gewesen, sie fürchte, nicht mehr mit ihm fertig zu werden.

„Es ist mir keine kleine Aufgabe, den Kindern den Kummer bereiten zu müssen," sagte Frau Lisbeth.

„Das wollen wir schon machen," fiel ihr der Inspektor ins Wort, und sie atmeten beide auf, denn

nun war das Eis gebrochen, und sie durften wieder einander helfen und gemeinsam sorgen und handeln.

Zwei Tage später schritt der Inspektor mit den größern Knaben voraus zur Bahn. Er hatte es für gut befunden, erst im letzten Augenblick mit seiner Angelegenheit ins Treffen zu rücken und schloß seinen Bericht mit den Worten: „Robi ist ja ein vernünftiger kleiner Mensch und bleibt gewiß gern bei seinem Papà zurück."

Eine unheimliche Pause entstand, nachdem er gesprochen, tiefe Atemzüge wurden hörbar, und das noch eben so herzhafte, fröhliche Kindergetrippel hörte sich plötzlich ganz anders an.

„Das nehm' ich der Urgroßmutter aber recht übel," platzte mit einemmale Robi heraus, „und siehst du, Papa, wenn ich auch meinetwegen vernünftig bin, jetzt weint der Karl, und das geschieht dir recht!"

Als in diesem Augenblick Frau Lisbeth mit den kleinern Knaben hinter ihnen her kam, stürzte ihr Karl mit dem Ausruf entgegen: „Ich will auch daheim bleiben, ich will nicht ohne Robi fort!"

Frieder und Männle, in der dunklen Ahnung irgend eines großen Unglücks, brüllten sofort los, und es war gut, daß der Zug herandampfte. Im

Nu war Frau Lisbeth mit ihren Kleinen untergebracht, und der Inspektor nahm sein tapfres Büblein auf den Arm und winkte den Davonfahrenden nach.

Jetzt aber war es mit Robis Fassung vorbei; er weinte laut auf und streckte mit dem Rufe: Mutter! Mutter! Mutter! beide Arme nach dem Zuge aus.

Frau Lisbeth stand am Fenster und umfaßte die beiden mit einem letzten Blick, und da überkam sie's mit plötzlicher sieghafter Gewißheit: „Ja wohl, ja wohl gehören wir zusammen — auf der Welt ist nichts natürlicher!“

Sie saß und hielt ihren Jüngsten an sich gepreßt und lehnte ihre Wange gegen das blonde Köpfchen, kaum zu atmen wagend unter der Macht des wunderbaren Gefühls, das plötzlich von ihrer Seele Besitz nahm, all' ihre Bedenken rückhaltlos in die Flucht schlagend.

In Säckingen an der Bahn stand die Urgroßmutter, eine rüstige, wohlbeleibte Frau mit roten Wangen und fast noch schwarzen Haaren; neben ihr, klapperdürr und voller Runzeln, die über fünfzig Jahre bei ihr dienende Magd.

Aus allen Gassen kamen Verwandte oder Befreundete, und sie konnten nicht genug über das

Äußere der jungen Frau staunen, die wie eine Rose blühte und glühte und aus der Verlegenheit nicht heraus kam.

Endlich aber langte man in der Fischergass' an, wo das saubere kleine Häuschen der alten Frau stand.

Während die Kinder sich im Garten herumtrieben, saßen die beiden Frauen auf einer Bank, an der Mauer, hinter der die grünlichen Wellen des Rheinstroms vorbeizogen.

„Sei mir nicht bös, daß ich den Robi nicht hab' haben wollen," meinte die alte Frau, „ich fühl' halt doch meine Siebzig in den Beinen, weißt — und dann, man muß ein Fremdes nicht so einschlachten —"

„Ein Fremdes," fiel ihr die Enkelin ins Wort, „der Robi! aber Großmutter, ich hab' ihn so lieb wie meine eigenen Kinder!"

„Eben, das ist nicht recht," sagte die alte Frau, „ja, wenn's noch ein Verwandtes wär', aber so landfremde Leut', da liegen halt doch ganz andre Grundsätz' im Blut — überhaupt —"

Die junge Frau vermied die eindringlich auf sie gerichteten Blicke der Großmutter und sah hinab in die Fluten; dabei wurde sie rot und blaß, bis sie mit eins den Blick mutig erhob, mit den Worten:

„Wenn ich wieder heiratete —“

„O Kind,“ fiel ihr die alte Frau ins Wort, „wer so was thut, gehört zu den leichtfertigen Frauenleut' — das will ich nicht an dir erleben! In den großen Städten, hab' ich vielmals sagen hören, da soll man's nicht so genau nehmen mit der Treu und der Pflicht und lieber dem Glück nachjagen. Drum sag' ich ja, nur nicht mit Fremden sich einlassen, die haben ganz andre Grundsätz' im Blut. Jetzt muß ich aber hinein, der Gustel beim Tischdecken helfen, sonst wird sie bis zwölfe nicht fertig.“

Die junge Frau blieb draußen sitzen; sie hörte, wie aus weiter Ferne, die Großmutter mit der Gustel herumstreiten, die behauptete, längst alt genug zu sein, um selber an alles denken zu können. Das war so, seit Lisbeth sich zu besinnen vermochte; im Städtchen nannte man das Verhältnis den fünfzigjährigen Krieg.

„Nein, die Großmutter geht nicht ab von dem, was sie einmal als recht erkannt,“ murmelte die junge Frau vor sich hin, „und ich fühl's, ich bin ein Stück von ihr — ich komm' nicht über mich selbst hinaus —“

Sie fuhr mit dem Abendzug nach Hause.

Ihre Knaben saßen unterdessen mit glänzenden Augen über der messingbeschlagenen Bibel mit den schauerlichen Bildern, die immer von neuem ihre Anziehungskraft ausübten.

„Was hat denn der arme Johannes gethan, weil sie ihm den Kopf abgeschlagen?“ erkundigte sich Frieder.

„Er wird seiner Mutter an die Tinte gegangen sein,“ belehrte ihn Karl.

So fragten und schwatzten sie und vergaßen sich, bis es Zeit war, zu Bett zu gehen. Aber statt sein Nachtgebet zu sprechen, sagte Karl mit einemmal: „Jetzt ist der Robi ganz allein“ — grub sein Gesicht in das Kissen und schluchzte jämmerlich. Die Jüngern schlossen sich, ohne lang zu fragen, seinem Schmerze an, und die Großmutter mochte sagen und versprechen, was sie wollte, sie ließen nicht ab mit Weinen, bis sie einschliefen.

Plötzlich mitten in der Nacht fuhren sämtliche Insassen des Großmutterhäuschens erschrocken aus dem Schlafe. Drunten an der Thüre wurde geläutet, als ob es brenne — unausgesetzt, es war ein Höllenlärm.

Die Großmutter wollte mit dem Licht hinunter,

die Gustel wollte es nicht leiden. Sie schrieen sich an und vermehrten noch den Lärm, schließlich gingen sie beide hinab, und die Großmutter schob die Magd zurück und öffnete resolut die Hausthüre.

Draußen stand ein Mann mit einem kleinen Knaben.

Die alte Frau hob das Licht in die Höhe: „Wer ist denn das so spät?"

„Ich, der Robi," lautete die Antwort, „zur Straf', weil du mich nicht hast haben wollen!"

Er war schon oben.

„Ja, das ist ein Kerl," lachte der Mann, „der Zug will eben von der Station abfahren, springt mir des Inspektors Kleiner auf den Wagentritt und erklärt: Ich will mitfahren zur Großmutter nach Säckingen. — Was hab' ich wollen machen?"

„In Gottesnamen," seufzte die Großmutter, wanderte mit der Laterne zum Postgebäude und telegraphierte an die Enkelin: „Robi ist da, schicke seine Kleider."

Am andern Tag gab's einen neuen Jubel; Fratz erschien — mit weit heraushängender Zunge und ganz ergraut vor Staub, denn er hatte seinen Weg zu Fuß gemacht.

Arme Urgroßmutter! die fünfe standen ihr gegenüber wie ein Mann.

„Gebt mir wenigstens das Versprechen," sagte sie, „daß mir keins hinunter ans Fischerthörle geht, da liegt man gleich im Wasser, und denkt auch, wie eure Mutter weinen müßt', wenn euch ein Unglück geschäh' —"

„Und der Papa!" platzte Männle los.

Die alte Frau zog ihn auf die Kniee: „Mußt nicht so sagen, Männle, dein Papa ist im Himmel — du hast keinen Papa mehr —"

Der Kleine verzog erst das Mäulchen und brach dann in bittere Thränen aus. Sofort war Robi an seiner Seite:

„Wein' nicht," beschwichtigte er das Kind, „du hast den allergrößten und den allerschönsten Papa — du und ich, und der Karl und der Frieder" —

„Nun, Karl," sagte die Großmutter, „ist das wahr?"

Der Knabe schwieg und sah verlegen vor sich nieder; Frieder suchte die Sache ins Reine zu bringen.

„Weißt, Urgroßmutter, der Papa, der im Zimmer hängt, das ist der Vater, und der ist im Himmel, aber der Papa, der mit uns spielt, der ist lebendig und wohnt im obern Stock."

Die alte Frau schwieg, sich damit begnügend, dem Ältesten einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen. Er empfand ihn tief und schlich, nachdem die andern die Stube verlassen, hinter den Stuhl der Urgroßmutter:

„Weißt," sagte er ihr ins Ohr, „ich weiß recht gut, daß Robis Papa nicht unser Papa ist, ich hab' nur nichts sagen wollen, sonst könnt' er am End' meinen, unsre Mutter wär' auch nicht seine Mutter —"

Darauf fuhr die alte Frau dem Buben über das schlichte dunkle Haar und drängte ihn seufzend zur Thüre hinaus.

„Dieser Robi," murmelte sie, „man kommt nicht gegen ihn auf, ich mag's machen, wie ich will —"

Eines Abends berichtete er:

„Im Rhein liegt der Friedlinsacker — und das ist eine Insel, und wenn man da drauf ist, kann man sich verstecken, und es kann einen niemand mehr finden?"

„Nein, dann ist's aus," sagte sie, um ihm Angst zu machen.

„Und auf der Insel sind Bäum' und ein Wald, tiefer, tiefer Wald?" forschte Robi weiter.

„Warum nicht gar, eine kleine, kahle Sandbank ist der Friedlinsacker, weiter nichts —"

„Das weiß ich aber besser," ereiferte sich Robi, „Papa hat ein Bild von einer Insel, da sind sogar sehr viele Bäum', und auch Häuser und Menschen drauf —"

Des Abends, es war ein sehr heißer Tag gewesen, saß die Gustel mit den Kindern auf dem Friedhof.

Robis Gedanken hielten noch immer an seinem Friedlinsacker, und er preßte die Alte mit Fragen. Aber Gustels Phantasie war kahl wie die kleine Sandbank, um die es sich handelte. Sie ließ den Buben schwatzen, so viel er wollte und nickte nur immerzu mit dem Kopfe. Die Mücken summten ihr eintönig ums Haupt, des Kindes Stimme hatte einen leisen, geheimnisvoll gedämpften Ton — mit einemmal richtete sich der nickende Kopf nicht wieder in die Höhe, und ein paar schnarchende Atemzüge bedeuteten den Kindern, daß die alte Magd schlief.

Robi legte das Fingerchen auf den Mund und winkte den Gespielen. Er zog sie mit sich zur kleinen Treppe, die vom Friedhof in den Rhein führte.

„Aber wir dürfen ja nicht!" flüsterte Karl.

„Ja, zum Spielen nicht,“ sagte Robi, „das weiß ich, es ist aber jetzt Ernst.“

Er stand schon im Nachen, Fratz ebenfalls, und Karl mußte seine ganze Kraft aufwenden, um Männle festzuhalten, der durchaus Robi nachstrebte.

„Ich hab’ keine Zeit,“ erklärte dieser, „wenn ihr nicht kommt, fahr’ ich allein!“

Er löste die leicht um den Pflock geschlungene Kette. Da entschloß sich Karl und stieg mit Männle ein; ihnen folgte Frieder.

Hinter dem Friedhof war die Stadt zu Ende, nur vereinzelt lugte da und dort noch ein Häuschen aus dem Grünen. Nichts war zu hören weit und breit, als das Plätschern der Wellen gegen den Kiel des Nachens.

„O schaut, schaut,“ rief Robi, zum Himmel deutend, „lauter Gold dort droben und lauter Gold im Wasser — hinunter mit dir, hinunter in das schöne, schöne Gold!“ und er warf sein Hütlein ins Wasser.

Frieder und Männle machten es sofort nach.

Karl saß da wie die menschgewordene Gewissenspein; er hielt den jüngsten Bruder mit der rechten Hand fest an sich gepreßt, mit der linken hatte er Frieder

beim Kittelchen gepackt, der über den Rand des Nachens lehnte und in die goldig schimmernden Wogen starrte.

Allgemach verteilten sich die Abendwolken, und der Himmel erblaßte. Männle schloß die lachenden Augen, und Karl ließ ihn sachte auf den Boden des Nachens gleiten, ihm als Kissen ein paar alte Säcke unterschiebend.

Frieder, der ganz betreten aussah, seit kein Gold mehr aus der Tiefe des Wassers schimmerte, meinte mit einem leisen Zittern des Stimmchens:

„Gelt, aber der liebe Gott paßt auf, damit uns nichts geschieht?“

„Wenn wir brav sind,“ murmelte Karl. „Ich bin brav,“ erklärte Frieder, streckte sich neben Männle aus und schlief bald so fest wie dieser; Karl streifte seinen Kittel ab und deckte ihn, recht wie ein sorgliches Mütterchen, über beide Brüder hin.

„Glaubst du,“ wandte er sich an Robi, „wir müssen am End' ertrinken?“

Der lachte laut auf: „Wir ertrinken doch nicht, wir kommen auf die Insel — und dann meint die Mutter, wir sind verloren und weint, und der Papa kommt und findet uns, und dann ist sie froh und

nimmt ihn — und darum verstecken wir uns — weißt du, darum —“

„So,“ seufzte Karl, recht kleingläubig dreinschauend, „und was ist denn dann, wenn sie ihn nimmt?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Robi, sich eng an Karl anschmiegend, „das Wasser ist so schwarz, wir wollen uns nicht fürchten, Karl, gelt nicht?“

„Nein,“ schluchzte der, „aber ich kann nichts dafür, ich fürcht' mich doch —“

Da that's einen lauten, scharfen Krach, und das Fahrzeug saß fest. —

Ungefähr in eben diesem Augenblick erhielt der Inspektor eine Depesche, die ihn und Frau Lisbeth unverzüglich nach Säckingen rief.

Sie fanden die halbe Einwohnerschaft des Städtchens an der Bahn und wußten's schon, eh' sie noch bei der Großmutter ankamen — alle vier Kinder waren verschwunden — ein Fischer hatte drei Hütchen im Rhein schwimmen sehen und herausgefischt.

Der Inspektor und Frau Lisbeth verständigten sich mit einigen Männern, Laternen wurden gebracht, und eine Anzahl Nachen stießen vom Ufer.

Unterdessen saß die alte Frau in einem Zustand

völliger Erschöpfung auf den Steinstufen ihres Hauses und betete. Aus dem Innern tönte das Geheul der Magd, die mit dem Gesicht in den Armen über dem Küchentisch lag und sich fortwährend anklagte:

„Ich bin schuld — ich bin schuld — ich bin allein schuld!“

Eine Anzahl Nachbarinnen hockte und trippelte um die Großmutter herum, bald betend, bald einem Schwall von Vermutungen Raum gebend. Nachdem jedoch die Turmuhr der Sankt Fridolinskirche Mitternacht verkündet, entfernten sich die Weiber, eine nach der andern. Die Schritte der letzten waren eben verhallt, da trat die alte Gustel aus der Hausthüre; sie legte ein dickes, wollenes Tuch um die Schultern ihrer Frau und setzte sich dann neben sie, die dürren Hände gefaltet, ohne sich zu rühren.

Der Morgenstern erschien über dem Gäßlein, und ein fahles Licht zeigte sich am fernen Himmel. Mit eins kam Leben in die starre Miene der Gustel, sie fuhr mit einem Ruck in die Höhe: „Das ist der Fratz,“ schrie sie, „um Gottes willen, ich hör' den Fratz!“

Da war er schon, in lustigen Sätzen an den Frauen hinaufspringend, und sein sieghaftes Gebell

weckte alle Nachbarn aus dem Schlaf. Sie erschienen an den Fenstern:

„Sind sie da? leben sie? ist kein Unglück geschehen?“ hieß es allenthalben.

„Das walte Gott!“ murmelte die alte Frau.

„'s kommt was gefahren,“ schrie Gustel, „ich hör's, Frau, Ihr könnt Euch d'rauf verlassen!“

Jetzt bog's um die nächste Ecke, und die beiden Alten auf ihrer Treppe standen plötzlich wie versteinert da und starrten in die fast noch völlig finstre Gasse.

„Alles gesund!“ ertönte die Stimme des Inspektors durch die lange Stille, „alles wohlauf, Großmutter!“

Da rannte die Gustel wie der Blitz auf den Wagen zu und schüttelte dem Verkünder der frohen Botschaft mit einer solchen Heftigkeit die Hand, daß sie ihm fast aus dem Gelenke ging; sie schüttelte sie Frau Lisbeth, daß diese einen Aufschrei nicht zu unterdrücken vermochte; sie rannte an alle Fenster, immer mit ihrer sehnigen, weit ausgestreckten Rechten, und die Gewalt ihrer Empfindung richtete überall Unheil an.

Frau Lisbeth war ausgestiegen und hielt einen Augenblick ihre alte, schluchzende Großmutter in den

Armen; dann half sie dem Inspektor die festschlafenden Kleinen aus dem Wagen nehmen und ins Haus tragen.

Sie erzählten der Großmutter, daß sie die Kinder kurz vor Rheinfelden, in einer Fischerhütte aufgefunden; die Leute seien durch das Heulen eines Hundes aufgeschreckt worden; der Nachen mit den Kindern hatte sich im Sand festgefahren.

Das kleine Volk war am andern Morgen gleich wieder guter Dinge, bereit in sorgloser Vergessenheit der überstandenen Gefahren darauf loszutollen.

Es kam ihnen aber alles urplötzlich ins Gedächtnis zurück, drunten am Frühstückstisch, beim ersten Blick in das gänzlich seiner frischen Farben beraubte Antlitz der Urgroßmutter. Kein freundliches Wort klang ihnen aus dem Munde der Mutter entgegen, und der sonst immer hilfbereite, zu allen Nöten freundlich schauende Papa stand heute am Fenster und trommelte gegen die Scheiben.

„Kommt einmal her, ihr zwei Großen," sagte Frau Lisbeth, „diesmal gilt's Ernst — euer Ungehorsam hat uns traurige Stunden bereitet. Ihr habt doch gewußt, daß ihr nicht ans Wasser hinunter und nie in einen Nachen steigen dürft — warum habt ihr's doch gethan?"

„Ich darf's nicht sagen," flüsterte Robi.

„Unbegreifliches Kind!" fuhr die Großmutter auf.

Da stürzten Robi die Thränen aus den Augen.

„Papa," schluchzte er, „Papa, so hilf mir doch!" und er kletterte an seines Vaters breitem Rücken empor und flüsterte ihm zu:

„Ich hab' ja nur die Mutter zwingen wollen, daß sie dich nimmt —"

Der Inspektor schloß den zitternden Mund seines Kindes mit einem Kuß und hielt dann Robi fest an sich gepreßt, während er mit verdoppelter Kraft gegen die Fensterscheiben trommelte.

Frau Lisbeth wandte sich an den eigenen Sohn:

„Karl," sprach sie, den Knaben an beiden Schultern schüttelnd, „ist denn gar kein Verlaß auf dich — bedenkst du denn nie, daß dir zwei kleine Brüder anvertraut sind?"

„Ich hab's bedenkt, Mutter," sagte Karl, „aber dann hab' ich wieder bedenkt — wir können doch nicht Robi ganz allein ertrinken lassen."

Das Getrommel an den Fensterscheiben hörte plötzlich auf, und der Inspektor wandte sich dem Innern der Stube zu.

Da wurde mit einem Schlage alles anders, die

geängsteten Kinderherzen atmeten tief auf, und im nächsten Augenblick hingen sämtliche Kleinen wie die Kletten an dem großen Mann.

Er öffnete die Thüre und jagte sie alle ins Freie, dann setzte er sich am Tisch nieder, auf den er beide Ellenbogen stemmte.

„Ach, daß wir nicht bleiben, wie wir als Kinder sind," brach's ihm über die Lippen, „daß wir so früh verlernen, rückhaltlos der Stimme unsers Herzens zu folgen — es ist doch das einzig Richtige!"

„Das einzig Richtige ist das Rechte thun," unterbrach ihn die alte Frau, „die Stimme unsers Herzens zieht nur zu leicht die angenehme Pflicht der schweren vor."

Der Inspektor lachte bitter auf; er verstand sie, die alte Frau und ahnte, worauf sie zielte.

„Das wär' mir eine schöne Welt," stieß er hervor, „in der es bloß darauf ankäme, das Unangenehme zu thun, um sich sagen zu können, das Rechte gethan zu haben."

„So weit denken wir nicht, die Lisbeth und ich," sagte die alte Frau.

Die Enkelin senkte das Gesicht tief auf ihre Arbeit herab. Fühlte sie's doch nur zu deutlich in

diesem Augenblick — sie gehörte nicht mehr in den Rahmen, in dem sich ihrer Eltern und ihr eigenes früheres Dasein abgespielt. Damals hätte sie genau wie die Großmutter gesprochen — jetzt konnte sie nicht anders, als sich gestehen — es waren andere Augen, durch die sie sah, andere Gedanken, die in ihr dachten. Aber es fehlte ihr der Mut, die Kraft und die Größe, die morsche Brücke hinter sich abzubrechen und ihren neuen Glauben zu bekennen.

Sie schwieg, und der suchende Blick des geliebten Mannes ersah aus ihren gesenkten Wimpern keinen Trost.

„Wenn sich's um ein Opfer handelte," sagte er sich, „um irgend ein grenzenloses Elend, das sie auf sich nehmen könnte — aber gerade weil sie ahnt, daß wir unendlich glücklich sein könnten — darüber kommt sie nicht weg."

Und der Inspektor kam mit sich selbst überein: „Es muß ein Ende gemacht werden — es ist ein Zustand, den ich nicht mehr aushalte."

Er sah es wie einen Glücksfall an, daß gerade um diese Zeit ein Jugendfreund seine Hochzeit in der Residenz feierte und ihn dazu einlud. Dort bot sich ihm die Gelegenheit, mit seinen Vorgesetzten zu reden und um eine sofortige Versetzung einzukommen.

Robi mußte natürlich mit; es war nicht ratsam, den unberechenbaren kleinen Menschen allein bei Frau Lisbeth zurückzulassen.

Aber Robi erklärte, nicht ohne Karl zu reisen, und der Inspektor suchte die junge Frau auf und trug ihr seine Bitte vor, ihm Karl mit zur Hochzeit zu geben.

Sie war entsetzt und machte ihm den Vorwurf, daß er nicht vernünftiger sei, als die Knaben.

„Ach was, vernünftig," gab er zur Antwort, „man muß oft genug vernünftig sein, weil's eben nicht anders geht; wenn's aber anders gehen kann, dann zum Kuckuck mit aller Vernünftigkeit! Lassen wir die kleinen Freunde dieses Vergnügen noch zusammen genießen — wer weiß, wie bald ihnen die Trennung blüht. —"

Frau Lisbeth blickte erschrocken auf, eine Frage schwebte ihr auf den Lippen, allein sie fürchtete, damit ihr bebendes, zitterndes, der Verzweiflung nahes Innere zu verraten.

Sie ging und holte ein Stück Zeug aus einem obern Fache des Ladens.

„Ich werde den Buben blaue Anzüge für die Hochzeit machen," sprach sie, mit aller Gewalt an sich haltend, „was meinen Sie, Herr Inspektor?"

Er beugte sich über den Ladentisch; das Zeug, das ihm die junge Frau mit zitternden Händen hinhielt, war nichts weniger als blau, sondern grün. Aber auch er merkte es nicht. „Schön," sagte er, „recht schön" und ging.

Frau Lisbeth benutzte die Abwesenheit des Hausgenossen, um im zweiten Stockwerk alles wieder möglichst blank und wohnlich herzustellen, wie zur Zeit, als die kleine, blonde Frau noch lebte, und sie — Lisbeth — unten stand, hinter ihren Vorhängen, von einem Glücke träumend, das sie nicht kannte.

Zur Ankunft des Inspektors hatte sie den Tisch droben gedeckt mit dem Besten, was noch von den früheren Herrlichkeiten übrig war. Dann stand sie am Fenster und sah ihn daherstürmen, den sehnsüchtig Erwarteten — rechts und links einen Buben — sie hätte lachen und weinen mögen zugleich. Wie gut, wie gut, daß Kinder genug da waren, hinter die man sich verschanzen konnte!

„Gott sei Dank, daß ich wieder daheim sitze," rief der Inspektor aus, an seinem Tische Platz nehmend. „Sie glauben nicht, was das für eine Unzufriedenheit ist, unter den Männern draußen! Jeden drückt der Schuh wo anders — jeder will mehr als

er hat — und das Geschimpfe und Geklage nimmt kein Ende. Da lob' ich mir das Leben in unserm kleinen Nest, man versumpft ein wenig, aber man lebt mit der Natur, und die macht froh.

Nun aber, ihr Buben, los mit euern Erfahrungen! was hat euch am besten gefallen in der Residenz?"

„Mir die großen Häuser," sagte Karl.

„Und mir die Reden bei der Hochzeit," rief Robi, „besonders eine — es war eine Überraschung, weißt du, Papa, wie der Herr aufgestanden ist und die große Neuigkeit gesagt, und was die zwei dann gethan?"

„Laß hören," ermunterte ihn Frau Lisbeth.

„Ja, das geht nicht so schnell," meinte der kleine Schelm, „erst muß ich Wein im Glas haben — wir alle müssen Wein haben, damit wir anstoßen können." —

Die Bitte wurde erfüllt, und Robi stieg mit seinem Gläschen auf den Stuhl.

„Lieber Papa," begann er, „liebe Mutter, lieber Karl, lieber Frieder, liebes Männle und lieber Fratz! Jetzt glaub' ich, hab' ich niemand vergessen, wenn ich aber doch jemand vergessen habe, dann bitt' ich ihn um Verzeihung.

Verehrte Anwesende, jetzt habe ich Ihnen nämlich eine Mitteilung zu machen, die sie alle in Erstaunen setzen wird. Nämlich ich teile Ihnen zu meinem großen Vergnügen am heutigen Tag unsre neue Verlobung mit, von dem lieben Papa und der lieben Mutter und fordere jeden auf mit mir anzustoßen — hurra hoch!"

Nichts war der Wirkung dieser Rede vergleichbar — die Kinder schrieen wie am Messer, die beiden großen Menschen aber sanken sich, ohne an einen Widerspruch zu denken, in wortloser Glückseligkeit in die Arme.

„Gelt aber," jubelte der kleine Nothelfer, „ich hab' gesagt, ich helf' euch doch!"

Ganghofer, Ludwig, Die Martinsklause. Roman aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Mit Illustr. von A. F. Seligmann. 3. Auflage. 2 Bände. 8°. Geh. M. 10.—, eleg. geb. M. 12.—.

— **Der Klosterjäger.** Hochlandsroman. Mit Illustr. von Hugo Engl. 3. Aufl. 8°. Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

— **Der Unfried.** Ein Dorfroman. Mit Illustr. von Hugo Engl. 2. Aufl. 8°. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

— **Der Edelweißkönig.** Eine Hochlandsgeschichte. Mit Illustr. von Hugo Engl. 2. Aufl. 8°. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

— **Der Jäger von Fall.** Eine Hochlandsgeschichte. Mit Illustr. von Hugo Engl. 2. Aufl. 8°. Geh. M. 3.50, eleg. geb. M. 4.50.

— **Der Besondere.** Eine Hochlandsgeschichte. Mit Illustr. von Hugo Engl. 8°. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.20.

— **Der Herrgottschnitzer von Ammergau.** Eine Hochlandsgeschichte. Mit Illustr. von Hugo Engl. 2. Aufl. 8°. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.20.

— **Die Fackeljungfrau.** Eine Bergsage. Mit Illustr. von A. Seligmann. 8°. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.20.

— **Es war einmal . . .** Moderne Märchen. Mit Illustr. von versch. Künstlern. 2. Aufl. 8°. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.20.

— **Bergluft.** Hochlandsgeschichten. 8°. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

— **Almer und Jägerleut'.** Neue Hochlandsgeschichten. Mit Illustr. von Hugo Engl. 2. Aufl. 8°. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

— **Oberland.** Erzählungen aus den Bergen. 8°. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

— **Aus Heimat und Fremde.** Novellen. 8°. Geh. M. 4.80, eleg. geb. M. 5.80.

— **Die Sünden der Väter.** Roman. 2 Bände. 8°. Geh. M. 10.—, eleg. geb. M. 12.—.

Villinger, Hermine,

Kleine Lebensbilder Von Hermine Villinger. (Inhalt: Der Töpfer von Kandern. - Der letzte Schüler. - Die Namenlosen. - Ein göttliches Geschenk. - 'Der Frühling isch do!' - Auch ein Jubiläum 'Der Gascht'. - Ein Abgedankter. - Die Mutter. - Der Friederle von der Yburg. - Der Böse. - Frau Marcy Christmess. - Der Engel mit dem verhüllten Antlitz. - Das Glück im

Stuttgart 1895